

Balduin Groller

DETEKTIV DAGOBERTS

Taten und Abenteuer



Balduin Groller

Detektiv Dagoberts Taten und Abenteuer

Erster Band

Philipp Reclam jun.
1910-1912

Inhaltsverzeichnis

Die feinen Zigarren	7
Der Falschspieler	29
Der große Unterschleif	63
Anonyme Briefe	79

Die feinen Zigarren

1.

Nach dem Abendessen begab man sich in das Rauchzimmer. Das war eisernes Gesetz und durfte durchaus nicht anders sein. Die beiden Herren wären vielleicht lieber noch bei Tisch sitzengeblieben, um im Nachgenuss der kulinarischen Meisterleistungen in aller Behaglichkeit ihre Zigarre zu rauchen, aber das ging nicht, ging absolut nicht. Das wussten sie so schon lange, und nun schien ihnen der Aufbruch und die Auswanderung nur das Selbstverständliche. Die schöne Hausfrau hatte das so eingeführt. In ihrem Haus durfte nur im Rauchzimmer geraucht werden. Dort hielt sie sogar gelegentlich mit und rauchte selbst in Gesellschaft eine Zigarette, aber für alle anderen Gemächer bestand – das setzte sie durch – strengstes Rauchverbot.

Frau Violet Grumbach hielt wie auf sich selbst so auch auf den Rahmen für ihre Persönlichkeit, auf ihre Wohnung. Wie ihre äußere Erscheinung mit aller nur erdenkbaren Sorgfalt, mit Geschmack und guter Berechnung in Szene gesetzt war, so auch die Wohnung. Die Einrichtung war modern, war kostbar, alles war blitzblank und funkelte förmlich vor Sauberkeit. Und da sagt man noch manchmal, dass gewesene Künstlerinnen im Allgemeinen keine guten Hausfrauen abgäben!

Frau Violet war Schauspielerin gewesen. Nicht eine von den allerersten, aber sicherlich eine der allerhübschesten. Auch jetzt noch – alles, was wahr ist! – war sie eine ungemein anziehende Frau. Etwas unter Mittelgröße, die Formen von angenehm entwickelter rundlicher Fülle, jetzt

doch schon beträchtlich mehr entwickelt als zuzeiten ihrer aktiven Künstlerschaft; lichtblondes, immer kunstreich geordnetes Haar, lebhaft blitzende graue Augen, feingezeichnete zarte, rote Lippen und ein pikantes, keckes Stumpfnäschen, das dem runden Gesichtchen auch jetzt noch eine Art kindlichen Ausdruckes lieh, – alles in allem ein sehr angenehmes Ensemble.

Zu den Mahlzeiten liebte sie es, immer in besonders gewählter Toilette zu erscheinen. Kinder waren nicht im Haus, so hatte sie Zeit dazu, überhaupt besaß sie eine ganz gute Art, sich das Leben zu verschönen. Sie schmückte sich und ihre Umgebung. Da begreift es sich denn, dass sie ihre Vorhänge, ihre Spitzen und Deckchen, ihre Plafonds und Seidentapeten nicht der bösen Wirkung des Tabaksqualms aussetzen wollte.

Heute war nur ein Gast anwesend, der alte Hausfreund Dagobert Trostler, und der war im Haus Grumbach so zu Hause, dass man seinetwegen keinerlei Umstände mehr machte. Wenn Frau Violet doch wieder große Toilette angelegt hatte, so galt das nicht einmal eigentlich ihm. Es war einmal Gepflogenheit, die eingehalten wurde, auch wenn sie mit ihrem Mann allein zu Tisch ging. Höchstens, dass einige Nuancen auf Rechnung des Gastes kamen, so der herzförmige Ausschnitt der weißen Spitzenbluse, der dem Beobachter einige Aus- und Einblicke gestaltete, und die halblangen Spitzenärmel, die den rundlichen Unterarmen, die sich zu den feinen Handgelenken und den hübschen kleinen Händen zart verjüngten, den wünschenswerten Spielraum gewährten.

Andreas Grumbach, Besitzer einer großen und sehr einträglichen Jutespinnerei, Präsident der Allgemeinen Bauun-

ternehmungsbank und außerdem Träger zahlreicher Titel und Würden, war ganz erheblich älter als seine Gattin. So an zwanzig Jahre, und wenn es verwehrt ist, das Alter der Damen mit allzu brutaler Genauigkeit nachzurechnen, so darf es bei ihm schon verraten werden. Er mochte doch so seine drei- oder vierundfünfzig Lenze gesehen haben, aber er sah sogar noch etwas älter aus, als er war. Sein schönes dunkelbraunes, glattgebürstetes Haar bewies nichts. Er hätte auch außer Haus frisieren lassen können. Der Backenbart zu beiden Seiten schimmerte schon sehr stark ins Silbergrau, und dabei trug er doch das Kinn ausrasiert in dem Bestreben, doch etwas jünger auszusehen und den Silbersegen nicht allzu sehr anwachsen zu lassen.

Dagobert Trostler, sein alter Freund, war durchaus nicht damit einverstanden gewesen, als Grumbach, einem holden Johannistrieb nachgehend, vor etwa sechs Jahren die Schauspielerin Violet Moorlank als seine eheliche Gemahlin in sein Haus führte. Es war aber nichts dagegen zu machen, und schließlich hatte Dagobert auf der ganzen Linie unrecht behalten. Es wurde eine ganz akzeptable und respektable Menage daraus, die Ehe gestaltete sich zu einer durchaus glücklichen.

Dagobert selbst war Junggeselle geblieben. Er war ein ausgedienter Lebemann mit stark gelichtetem Scheitel und einem Petrus-Schöpfchen. Sein sokratisches Gesicht wurde belebt durch zwei dunkle ausdrucksvolle Augen. Jetzt hatte er nur noch zwei große Passionen, die Musik und die Kriminalistik. Sein großes Vermögen gestattete ihm, sich diesen seinen beiden so divergierenden Liebhabereien ohne jegliche andere Sorge zu widmen. Zur Musik hatte er ein genießendes und ein schaffendes Verhältnis. Seine Freunde

behaupteten, dass er stärker war im Ersteren. Auch er hatte Violet schon gekannt, als sie noch dem Theater angehörte, und wenn es damals irgendeine ihrer Rollen mit sich brachte, dass sie einige Lieder zu singen hatte, so war er es, der sie ihr einstudierte. Natürlich als Amateur. Auf allen Tätigkeitsgebieten, aus denen er sich umtat, blieb er Amateur, passionierter Dilettant, *gentleman rider*. Seinen Profit hatte er aber bei jenen musikalischen Einpaukungen doch. Es gelang ihm nämlich manchmal, auf diesem Wege die eine oder die andere seiner eigenen Kompositionen als Einlagen in die Öffentlichkeit zu schmuggeln.

Was seine kriminalistischen Neigungen betraf, so äußerten die sich zunächst darin, dass er am liebsten von bedeutenden Raubmorden und halbwegs anständigen Unterschlagungen sprach. Er war überzeugt, dass an ihm ein Kriminalkommissar von Klasse verloren gegangen wäre, und behauptete steif und fest, dass, wenn alle Stricke rissen, er sehr wohl in der Lage sei, sich als Detektiv sein Brot zu verdienen. Seine Freunde machten sich auch oft genug lustig über ihn. Nicht etwa, dass sie an seinem einschlägigen Talent gezweifelt hätten. Von dem hatte er ja oft genug überzeugende Proben geliefert. Sie fanden nur die Passion sonderbar, sich selbst eine Rute auf den Rücken zu binden. Denn seine Liebhaberei brachte ihm nicht nur mancherlei Unannehmlichkeiten ein, sondern sie verstrickte ihn gelegentlich wohl auch in recht gefährliche Situationen. Wenn es irgendwo eine Ansammlung von Menschen gab, war er sicher mit dabei, aber nicht mit dem allgemeinen Interesse an dem aktuellen Vorgang, welcher Art er auch sein mochte. Er passte auf Taschendiebe auf und trachtete, sie bei der Arbeit zu beobachten und auf frischer Tat zu ertappen. Er

geriet da nicht selten in bedenkliche Verwicklungen, aber es gelang ihm doch, manchen Langfinger der Polizei in die Hände zu liefern. So liebte er es auch, bei dunklen Kriminalfällen auf eigene Faust Nachforschungen anzustellen, und daher kam es, dass er sich alle möglichen Scherereien auf den Hals lud, alle Augenblicke bei Gericht zu tun hatte oder auf die Polizei zitiert wurde, der seine privaten Bemühungen manchmal schon unbequem geworden waren. Aber das alles machte ihm Vergnügen. Er war eben Amateur.

Man begab sich also ins Rauchzimmer.

Die beiden Herren setzten sich an das Rauchtischchen, das in der Nähe des Fensters stand, Frau Violet nahm auf einer kleinen gepolsterten Bank Platz, die – ein ganz reizendes Möbelstück – sich von dem hohen und feingegliederten Kamin bis zur Tür hinzog und dort den Raum sehr schicklich ausfüllte. Der Kamin stand in einer Ecke, und so war dort ein sehr trauliches Plätzchen geschaffen.

Grumbach nahm vom Rauchtisch ein Zigarrenkistchen; nicht auf gut Glück. Es waren deren mehrere da, und er hatte erst bedachtsam gewählt. Er öffnete es und wollte die Zigarren eben Dagobert reichen, als er stutzte.

»Ich weiß nicht«, sagte er nachdenklich, »es muss in meinem Haus doch noch einen Liebhaber geben – gerade für diese Sorte. Es wäre kein schlechter Geschmack. Das Stück kostet einen Gulden!«

»Bemerkst du Abgänge?«, fragte Dagobert.

»Ich glaube sie zu bemerken«, erwiderte Grumbach.

»In unserem Haus wird nichts gestohlen!«, warf Frau Violet in Verteidigung ihrer Hausfrauenehre ein.

»Gott sei Dank – nicht!«, gab Grumbach zurück. »Und

doch – ganz bestimmt kann ich es natürlich nicht behaupten – aber mir ist, als hätten aus der oberen Lage gestern nur zwei Zigarren gefehlt, und heute fehlen da acht oder neun Stück.«

»Eigene Schuld«, bemerkte Dagobert. »Müsstest sie eben unter Verschluss halten!«

»Man soll in seinem Haus auch etwas frei herumliegen lassen können!«

»Vielleicht irrst du dich doch?«, gab Frau Violet zu bedenken.

»Es wäre nicht unmöglich, aber ich glaub es nicht. Nun, ein Unglück ist es gerade nicht, aber es beunruhigt.«

»Das müsste doch nicht schwer sein, der Sache auf den Grund zu kommen«, äußerte Dagobert, in dem sich die Detektivleidenschaft zu regen begann.

»Das Einfachste wird sein, deinen Rat zu befolgen, Dagobert. Verschließen – das ist der beste Schutz!«

»Das wäre mir nicht interessant genug«, lautete die Antwort. »Man muss den Marder erwischen!«

»Soll ich mich vielleicht auf die Lauer legen und tagelang aufpassen? Da komme ich noch billiger weg, wenn ich es mir ein paar Zigarren kosten lasse.«

»Du musst doch wissen, wer Zutritt in das Zimmer hat!«

»Für meinen Diener stehe ich. Der nimmt nichts!«

»Und ich für mein Stubenmädchen«, beeilte sich Frau Violet hinzuzufügen. »Sie ist seit meiner Kindheit bei mir, und es ist noch nicht eine Stecknadel weggekommen!«

»Desto besser!«, fuhr Dagobert fort. »Glaubst du, dass täglich Abgänge vorkommen?«

»I bewahre! Das fehlte gerade noch! Vorige Woche glaubte ich es einmal schon bemerkt zu haben und dann einmal

vielleicht auch in der Woche davor.«

Dann ließ man das Thema fallen. Man sprach noch eine Weile von den Tagesereignissen, die gerade die öffentliche Meinung beschäftigten. Darauf erhoben sich Hausfrau und Hausherr, um sich noch ein wenig für die Oper herzurichten. Es war gerade ihr Logentag, Mittwoch, und Dagobert sollte wie gewöhnlich mit von der Partie sein. Einen so alten Bekannten und vertrauten Hausfreund durfte man schon ein Viertelstündchen allein lassen, ohne sich erst groß zu entschuldigen.

Frau Violet meinte im spöttischen Scherz, es müsse ihr sogar sehr erwünscht sein, eine Weile allein bleiben zu dürfen, da er nun um so ungestörter dem düsteren Problem nachsinnen könne, wohin die verschwundenen Zigarren wohl geraten sein mögen. Er als Meisterdetektiv werde das doch gewiss herausbringen!

Es hätte nicht erst dieses spöttischen Appells bedurft, um ihn an seine Liebhaberei zu erinnern. Er hatte im Stillen ohnedies schon bei sich beschlossen, den Täter zu entdecken, und so war es ihm nun ganz besonders willkommen, sich ungestört auf dem Schauplatz der Tat genau umsehen zu können. Der Fall war ja herzlich unbedeutend und geringfügig, aber was tut ein Amateur nicht, um im Training zu bleiben? Man nimmt einmal auch so etwas mit.

Er setzte sich, als er allein war, in seinem Fauteuil zurecht und begann nachzudenken. Gar so einfach war die Geschichte denn doch nicht. Die letzte Untat war am Tage vorher begangen worden. Er besah sich das Zigarrenkistchen, den Rauchtisch – da war nichts zu entdecken. Es war einfach ekelhaft, was in dem Haus für Reinlichkeit herrschte! Wie da täglich aufgeräumt und aufgewischt

wird! Da soll dann ein Mensch etwa noch einen Fingerabdruck auf dem Holzrahmen des Rauchtisches entdecken, der die rote Tuchfüllung der Platte umgrenzt! Der Rahmen war wahrscheinlich auch gestern nicht staubig, und seither ist ja wieder unsinnig gewischt und gebürstet worden, – und da soll ein Mensch daktyloskopische Studien machen!

Damit war es also nichts.

Im Zimmer leuchteten jetzt vier elektrische Lampen. Er drehte mit einem Griff auch noch die übrigen acht auf. Strahlende Helle erfüllte nun den Raum, und jetzt untersuchte er weiter. Er schritt das Gemach nach allen Richtungen ab, und überall hin sandte er den forschenden Blick, ohne irgendeinen Anhaltspunkt finden zu können.

Dann setzte er sich wieder an den Rauchtisch. Es war klar, dass dieser das Zentrum für die Nachforschungen bilden müsse. Wie er aber auch spähte, hier ließ sich keine Spur und kein *corpus delicti* entdecken. Doch – eben als er wieder seine Wanderungen aufnehmen wollte, bemerkte er etwas. Eingebettet in der schmalen Spalte zwischen Tuch und Holzrahmen des Rauchtisches und über sie herausragend ein Haar, dunkel und glänzend, nicht lang – gerade gezogen vielleicht fünf Zentimeter, aber es hatte die Tendenz, sich zu einem Kreis zu schließen.

Dagobert fuhr mit der Hand über Tuch, Rahmen und Spalte, wo das Haar steckte. Dieses bog sich und blieb stecken. Es hat also auch Bürste und Staubtuch standhalten können. Andererseits – bei der Art, wie hier rein gemacht wurde, wie bereits erwähnt – geradezu ekelhaft! – war es wohl anzunehmen, dass der Widerstand kaum von Dauer sein würde. Mehrfache Angriffe würden das Haar doch wohl wegfegen. Es war also ganz gut möglich, ja wahr-

scheinlich, dass es erst gestern hingelangt ist.

Er dachte einen Augenblick daran, sich den Diener herein zu läuten, um sich zu vergewissern, ob nicht heute schon irgendjemand, der nicht zum Haus gehörte, das Zimmer betreten hätte, vielleicht ihn auch darüber auszuholen, wer gestern dagewesen sei, aber er verwarf den Gedanken sofort wieder. Natürlich wollte er, musste er spionieren, aber nicht bei der Dienerschaft! Das konnte zu albernem Gerede führen, und eine gewisse Rücksicht war er doch dem Haus seines besten Freundes schuldig.

Er hob also das Haar mit den Fingerspitzen heraus und barg es mit aller Sorgfalt in seinem Taschenbuch. Dann setzte er seine Nachforschungen fort. Er sah sich in dem ganzen Zimmer noch einmal gut um. Es war wohl kaum noch etwas zu holen. Die Beleuchtung war so hell, dass ihm nicht leicht etwas entgehen konnte. Oben auf der glatt polierten Fläche des schwarz-marmornen Kamingesimses bemerkte er ein dunkles Klümpchen, das den scharfen geraden Zug der Linie unterbrach. Ob es wohl verlohnte? Für einen Detektiv verlohnt sich alles, kann sich alles verlohnen.

Er rückte sich einen Ledersessel hin und stieg auf ihn. Ein Zigarrenstummel, etwa vier Zentimeter lang. Eine ganz leichte Staubdecke auf der polierten Platte. Wenn die Hausfrau das wüsste! Da ist heute nicht abgewischt worden. *Der Herr Bediente hat sich's bequem gemacht. Wahrscheinlich wischt er da nur jeden zweiten oder dritten Tag ab.* Älter war die dünne Staubschicht nicht. Auch der Stummel war nicht älter. Das konnte ein Raucher schon beurteilen. Und noch eins. Auf der Staubfläche zeigte sich keine Spur einer Hand oder eines Fingers. Die Platte war also nicht schon staubig, als

der Zigarrenrest da hingelegt wurde. Er dürfte also – er ist also gestern hingelegt worden.

Dagobert untersuchte den Rest. Er stammte von der inkriminierten Sorte.

Nun stieg Dagobert vom Sessel, steckte den bedachtsam verpackten Stumpf in die Tasche, löschte die überzähligen Lampen wieder aus und fuhr dann, als die Zeit gekommen war, mit in die Oper.

2.

Grumbach hatte die ganze Zigarrenaffäre am nächsten Tage schon wieder vergessen. Der viel beschäftigte Fabrikherr und Großkaufmann hatte wahrhaftig an anderes zu denken. Er kam auch später nicht wieder auf sie zurück, weil sich kein Anlass dazu ergab. Ganz zu Ende war sie aber doch noch nicht.

Dagobert hatte fast eine ganze Woche verstreichen lassen, bevor er sich wieder in dem Grumbachschen Hause sehen ließ. Das letzte Mal war er am Mittwoch dort gewesen, und erst am darauffolgenden Dienstagabend zeigte er sich wieder. Frau Violet empfing ihn im Rauchzimmer. Das Diner war vorbei, und zum Kaffee, den er mit ihr nehmen sollte, rauchte sie selber ganz gern eine Zigarette.

»Ich komme Ihnen ungelegen, gnädige Frau?«, begann er die Unterhaltung.

»Sie sind mir immer willkommen, Herr Dagobert«, erwiderte sie liebenswürdig, aber etwas betreten schien sie doch, als sie sich auf der Kaminbank zurechtsetzte.

»Ich meinte nur«, fuhr er harmlos fort, »weil ich ja annehmen konnte, den Herrn Gemahl nicht zu Hause zu treffen.«

»Allerdings – Dienstag ist sein Klubtag. Da ist er nie zu Hause. Desto angenehmer für mich, Gesellschaft zu haben.«

»Es wäre aber doch auch möglich gewesen, dass Gnädigste sich bereits mit anderweitiger Gesellschaft versorgt hätten, und ich vielleicht nur störend gewesen sein würde.«

»Sie stören niemals, Herr Dagobert«, versicherte sie eifrig und lenkte dann ab, indem sie ihn, um dem Gespräche eine andere Wendung zu geben, bei seiner schwachen Seite packte und ihn mit seiner Detektivleidenschaft zu necken begann.

»Nun? Haben Sie den ruchlosen Zigarrenmarder noch immer nicht entdeckt?«, fragte sie mit fröhlichem Spott.

»Spotten Sie nicht zu früh, Gnädigste!«

»Mein Gott, ein paar Zigarren können leicht wegkommen, ohne dass man erfährt, wohin sie geraten sind. Man sollte gar nicht nachforschen. Am nächsten liegt es, den Diener zu beargwöhnen. Er ist sicherlich unschuldig, aber wenn einmal der Verdacht geweckt ist, – mein Mann ist sehr genau! – da kann der arme Teufel leicht um sein Brot kommen.«

»Wir werden uns ja gleich überzeugen«, entgegnete Dagobert und drückte auf den elektrischen Taster.

Frau Violet erschrak über seine Voreiligkeit und machte eine Bewegung, ihn zurückzuhalten, aber es war schon zu spät. Im nächsten Augenblick stand der Diener im Zimmer der Befehle gewärtig.

»Sie, lieber Franz«, begann Dagobert, »Sie werden so gut sein, mir einen Fiaker zu holen, so etwa in einer Stunde.«

»Sehr wohl, gnädiger Herr!«

»Hier, lieber Freund, für Ihre Mühe eine *feine* Zigarre!«

Dagobert griff dabei nach dem Kistchen.

»Ich bitte um Verzeihung, gnädiger Herr, ich rauche nicht.«

»Ach, Unsinn, Franz!«, sagte Dagobert. »Jetzt tun Sie nur Ihre Zigarrentasche heraus. Wir wollen sie einmal ordentlich auffüllen.« Und er griff jetzt mit der ganzen Hand in das Kistchen.

Franz lachte mit dem ganzen Gesicht über den herablassenden Scherz und versicherte noch einmal, dass er kein Raucher sei.

»Na, dann ist es ja gut«, bemerkte Dagobert leutselig, »dann werden wir uns schon noch miteinander verrechnen. Sie sollen deshalb nicht zu kurz kommen.«

Der Diener verbeugte sich und verließ geräuschlos das Zimmer.

»Sie sehen. Gnädigste«, nahm darauf Dagobert wieder das Wort. »Er ist es nicht gewesen.«

Nun war es an Frau Violet, hell aufzulachen.

»Wenn das Ihre ganze Kunst ist, Dagobert, dann lassen Sie sich nur ruhig wieder das Lehrgeld zurückgeben! Ich sage ja nicht, dass er es gewesen ist. er ist es bestimmt nicht gewesen. Aber selbst, wenn er sich schuldig gefühlt hätte, glauben Sie wirklich, dass er Ihnen in diese plumpe Falle gegangen wäre?«

»Wer sagt Ihnen denn, Frau Violet, dass das meine ganze Kunst ist? Ich wollte Ihnen nur demonstrieren, dass er der Schuldige nicht sein kann.«

»Weil Sie ihm sofort alles glauben! Sie sind naiv, Dagobert.«

»Für mich war es ganz zwecklos, ihn vorzuladen. Ich wollte nur vor Ihnen seine Ehrenrettung bewerkstelligen.

Eigentlich recht überflüssigerweise. Denn auch Sie sind von seiner Unschuld überzeugt, und damit könnten wir ja die Sache als abgeschlossen betrachten.«

»Dagobert, Sie wissen mehr, als Sie sagen wollen.«

»Ich will alles sagen, wenn es Sie interessiert, meine Gnädigste.«

»Es interessiert mich sehr.«

»Wäre es nicht besser, überhaupt nicht mehr davon zu reden?«

»Ja, warum sollte das nun besser sein, Dagobert?«

»Ich dachte nur – ich weiß nämlich alles.«

»Um so besser! Lassen Sie hören, was Sie herausgebracht haben.«

»Es ist ja möglich, dass ich mich im Einzelnen irre, dann werden Sie in der Lage sein, mich zu korrigieren.«

»Ich?!« Sie sah ihn groß an.

»Sie, meine Gnädigste. Es ist ja auch möglich, dass ich mich schwer blamiere. Ich glaube es nicht, aber möglich wäre es immerhin. Sie müssen berücksichtigen, dass ich ausschließlich auf meine Kombination angewiesen war und es ganz selbstverständlich verschmäht habe, Ihre Dienerschaft auszuhorchen.«

»Keine so lange Einleitung, Dagobert. Zur Sache, wenn ich bitten darf.«

»Gut, ich decke meine Karten auf. Sie erinnern sich, meine Gnädigste, dass ich am letzten Mittwoch zum ersten Mal von den Abgängen erfuhr. Fünf Minuten später hatte ich die genaue Personenbeschreibung.«

»Wie haben Sie denn das angefangen?«

»Die genaue Personenbeschreibung des ... des Rauchers. Ich denke, wir bleiben bei dieser Bezeichnung und vermei-

den den odiosen Ausdruck Dieb oder auch nur Zigarren-
dieb. Die Zigarren sind ja tatsächlich nicht gestohlen, son-
dern nur geraucht worden, ohne dass der Hausherr davon
wusste. Der Raucher ist also ein hochgewachsener junger
Mann, einen guten Kopf größer als ich, mit einem wohlge-
pflegten schwarzen Bart und prachtvollen Zähnen.«

»Woher wissen Sie das?«

»Ich werde Ihnen alles sagen, Gnädigste. Übrigens hoffe
ich, die Richtigkeit der von mir gelieferten Personenbe-
schreibung heute noch eklatant bestätigt zu sehen. Ich rech-
ne nämlich darauf, dass der vortreffliche junge Mann bin-
nen Kurzem uns die Ehre seiner Gesellschaft gewähren
wird. Ich habe auch schon das Kistchen mit seiner Lieb-
lingssorte zurechtgerückt.«

Da tat sich die Tür auf, und der Diener trat mit der Mel-
dung ein, dass der Wagen für den gnädigen Herrn bestellt
sei und pünktlich zur festgesetzten Zeit vorfahren werde.
Dann richtete er an die Hausfrau die Frage, ob es ihm nun
erlaubt sei, zu »gehen«. Die Erlaubnis wurde erteilt, und er
zog sich dann mit einer devoten Verbeugung und einem
dankenden »Küss d' Hand!« wieder zurück.

»Franz ist nämlich ein Theaternarr«, erläuterte Frau Vio-
let. »Einmal in der Woche muss er ins Theater gehen, und
da gebe ich ihm am liebsten den Dienstagabend frei, wo
mein Mann ohnedies nicht zu Hause ist, er also am leicht-
esten entbehrt werden kann.«

»Ach so!«, erwiderte Dagobert nachdenklich. »Nun, das
ist ja ganz in der Ordnung.«

»Lassen Sie sich aber dadurch nur nicht ablenken, lieber
Dagobert«, fuhr Frau Violet fort. »Sie sind mir die Aufklä-
rung schuldig, wie Sie zu jener Personenbeschreibung ge-

langt sind.«

»Ich hatte am Mittwoch, als Sie und Ihr Herr Gemahl sich zurückzogen, um sich fürs Theater fertigzumachen, einige Minuten Zeit zur Untersuchung. Die Sache wäre vielleicht schwierig geworden, wenn ich am Schauplatz der Tat keine Spuren gefunden hätte.«

»Und Sie haben welche gefunden?«

»Ja. In der Spalte des Rauchtisches ein Haar und hier oben am Kamin einen Zigarrenrest.«

»Die konnten aber schon lange hier und dort liegen!«

»Ich hatte meine guten Gründe, anzunehmen, dass es wirklich Corpora Delicti und erst am Tage vorher dorthin gelangt seien. Ich habe dann bei mir zu Hause die beiden Gegenstände genau, das Haar sogar mikroskopisch untersucht.«

»Und das Resultat?«

»Ein vollkommen befriedigendes. Das Haar wies auf einen Täter mit schönem schwarzen Bart. Naturechtes Schwarz, keine Spur von künstlichem Farbstoff – also ein alter Mann ist unser Raucher nicht. Ich kann sogar sagen, dass es ein junger Mann ist. Denn das Haar war weich, biege- und schmiegsam. Nicht gerade erster Flaum, aber doch noch immer zart. Es hätte derber, borstiger sein müssen, wenn da vorher schon jahrelang ein Rasiermesser gewaltet hätte. Der junge Mann hält auch etwas auf seinen Bart, denn unter dem Mikroskop wies das Haar eine Spur von Brillantine auf. Das ist ein ganz harmloses, kosmetisches Mittel, aber ein wenig eitel muss man doch sein, um es anzuwenden. Da Sie den Täter kennen, Gnädigste, werden Sie ja beurteilen können, ob meine Annahme eine richtige oder irrige ist.«

»Ich glaube, dass Sie sich da in eine fixe Idee verrannt haben.«

»Möglich, aber das ist ja nicht von Belang. Gehen wir weiter. Hier oben am Kaminsims lag der Zigarrenrest.«

»Zu welchen Schlüssen führte Sie der?«

»Es war mir zunächst angenehm, feststellen zu können, dass die Sorte stimmte. Die weiteren Schlüsse ergaben sich von selbst. Erlauben Sie jetzt, dass ich noch einmal auf Ihren Diener zurückkomme. Ich erwähne da etwas beinahe zum Schluss, wovon ich ausgegangen bin und womit ich eigentlich angefangen habe. Nicht ohne Grund hatte ich ihn hereinzitiert. Sie sollten sich ihn noch einmal ansehen. Also der Mensch ist blond, und sein Gesicht ist, wie sich das für einen ordentlichen Diener gehört, der auch bei Tisch serviert, glatt rasiert. Er hat ferner, wie es sich eigentlich für einen ordentlichen Diener nicht gehört und wie Sie sich überzeugen konnten, als er uns so freundlich angrinste, recht schadhafte Zähne. Endlich konnten Sie sehen, dass seine Statur eine ziemlich kleine ist. Er ist noch etwas kleiner als ich, und wir haben doch festgestellt, dass der unbekannte Täter einen schwarzen Bart trägt, sehr gute Zähne hat und einen Kopf größer ist als ich.«

»Das haben wir durchaus noch nicht festgestellt!«

»Dann wollen wir es gleich besorgen. Die Spitze der Zigarre war nicht mit einem Messer abgeschnitten, sondern prompt und glatt abgebissen worden. Dazu gehören gute Zähne. Darüber wären wir also im Klaren. Nun muss noch seine ungewöhnliche Körperlänge bewiesen werden. Nichts einfacher als das. Reproduzieren wir einmal die Situation, meine Gnädigste –, eigentlich gar nicht nötig. Denn sie ist schon hergestellt. Sie auf Ihrem bevorzugten Platz –,

ich in respektvoller Entfernung, aber doch gerade noch nahe genug für unsere Konversation, Ihnen gegenüberstehend, an den Kamin gelehnt. Die Aussicht, die ich da beinahe aus der Vogelperspektive genieße, ist eine entzückende. Sie brauchen nicht zu drohen, Frau Violet –, eine entzückende. Auch ich würde ohne besonderen Grund meinen glücklichen Beobachterposten nicht verlassen. Wenn ich aber eine Zigarre wegzulegen hätte, so müsste ich mich zum Rauchtisch begeben, auf dem die Aschenbecher stehen. Denn ich könnte nicht auf den Sims hinaufliegen, mir wäre er zu hoch! Da hätte ich nun die Personenbeschreibung begründet. Stimmt sie, meine Gnädigste?«

»Sie stimmt«, gab Frau Violet lachend zu. »Ich mache Ihnen mein Kompliment, Herr Dagobert. Sie sind ein fürchterlicher Mensch, und ich sehe schon, es wird doch am besten sein, wenn ich selber gleich ein umfassendes Geständnis ablege, sonst glauben Sie am Ende noch Gott weiß was!«

»Keine Geständnisse! Ich lehne sie ab. Geständnisse können – ich spreche natürlich ganz akademisch – können auch falsch sein. Es sind aufgrund von falschen Geständnissen schon Justizmorde verübt worden, und nichts vermag mich mehr aufzuregen, als der Gedanke an einen Justizmord. Zudem – ich brauche das Geständnis nicht; es kann mir nichts mehr nützen. Ich bin hier nur Untersuchungsrichter und habe kein Urteil zu schöpfen. Meine Aufgabe war, den Tatbestand aufzuklären und die Täterschaft zu erweisen. Ob dann bei der Schlussverhandlung gestanden oder geleugnet wird, das geht mich nichts an.«

»Gut, also hören wir weiter!«

»Ich musste also weiter kombinieren. Der hochgewachse-

ne junge Mann mit dem schönen Bart und den guten Zähnen hat seine Zigarre hier in Ihrer Gegenwart geraucht und Ihnen dabei Gesellschaft geleistet. Er hat mit Ihnen geplaudert, wie ich jetzt mit Ihnen plaudere. Ein besonderes Geheimnis konnte nicht dahinter stecken.«

»Gott sei Dank, dass Sie mir das wenigstens nicht zutrauen, Dagobert!«

»Konnte nicht dahinter stecken. Wir kennen uns nun schon lange genug. Sie sind eine kluge Frau. Sie wissen, was auf dem Spiel steht, und Sie machen keine Dummheiten.«

»Ich danke für das ehrende Vertrauen!«

»Mein Vertrauen ist auch felsenfest, nicht minder mein Respekt. Aber es ist nicht nur das. Ich habe offene Augen und gute Ohren. Ich selbst hätte irgendeinmal etwas bemerken oder irgendein Gerede hätte auch zu mir dringen müssen. Nichts von alledem. Sie haben da einen Besuch empfangen, der weiter nicht auffallen konnte, sonst wäre er schon aufgefallen. Warum fiel er nicht auf? Weil Sie ihn oft empfangen. Es musste also ein ganz harmloser Besuch sein. Ein Umstand konnte allerdings stutzig machen. Aus den hingeworfenen Äußerungen Ihres Mannes konnte ich mir so ungefähr herausnehmen, dass die Zigarren gewöhnlich am Dienstagabend verschwanden, zu der Zeit also, wo er im Klub war. Was ich nicht wusste, was Sie aber angaben, ist, dass am Dienstag Ihr Diener das Theater zu besuchen pflegt.«

»Hoffentlich ziehen Sie aus diesem Umstand nicht auch Ihre Schlüsse!«

»Ich denke nicht daran. Tatsache scheint mir, dass der junge Mann ziemlich häufig im Haus vorspricht, dass er

aber gerade am Dienstag etwas länger verweilt und die Hausfrau unterhält.«

»Das ist richtig, aber ich kann versichern, dass die Unterhaltungen ganz harmloser Natur sind.«

»Daran habe ich niemals gezweifelt, zumal der junge Mann – wie soll ich sagen? – ein wenig unter Ihrem Stand ist.«

»Wie haben Sie das nun wieder herausgebracht, Dago-
bert?«

»Es erklärt sich von selbst, gnädige Frau. Freund Grumbach hat nicht eine oder zwei Zigarren vermisst, sondern gleich sechs oder sieben. Sie erinnern sich. Nach seiner Angabe hatten aus der obersten Schicht am Tage vorher zwei Zigarren gefehlt. Die hat Grumbach jedenfalls selber herausgenommen und sich dabei halb unwillkürlich das Bild eingeprägt, das das Innere des Kistchens darbot. Einen Tag später schien es ihm, als fehlten acht oder neun Stück. Also Abgang von sechs oder sieben Stück. Man raucht aber nicht sechs oder sieben schwere Zigarren während eines Plauderstündchens mit der Hausfrau, man raucht eine, wenn es hoch kommt, zwei. Der Vorgang war nun der, dass die Hausfrau den jungen Mann beim Abschied ermutigt hat, sich noch einige Zigarren einzustecken.«

»Auch das ist richtig. Aber daraus folgt doch noch nicht, dass ich mich, wie Sie sich auszudrücken belieben, unter meinem Stand unterhalten hätte.«

»Ich bitte um Verzeihung, meine Gnädigste. Einem gesellschaftlich vollwertigen Besuch empfiehlt die Hausfrau vielleicht, sich auf den Weg eine Zigarre mitzunehmen –, eine! Natürlich ohne Betonung. Eine Handvoll zu geben oder – zu nehmen, das deutet schon auf einen gewissen gesell-

schaftlichen Abstand.«

»Sie sind wirklich der reine Kriminalkommissar, Dagobert!«

»Auf einen Abstand und doch auch auf eine gewisse Sympathie.«

»Es ist auch ein ganz netter, liebenswürdiger junger Mann. Haben Sie sonst noch etwas herausgebracht?«

»O, noch eine ganze Menge! Ich legte mir die Frage vor: Was kann das für ein junger Mann sein, der so oft, vielleicht täglich, ins Haus kommt, ohne dass es irgendwie auffiele? Die Antwort darauf war nicht schwer. Es konnte nur ein Beamter aus dem Büro Ihres Mannes sein, wohl einer, der die Aufgabe hat, jeden Tag am Abend dem Chef die Kassenschlüssel oder den Tagesrapport zu überbringen.«

»Er bringt allerdings nach Geschäftsschluss die tägliche Abrechnung nach Hause. Mein Mann hat sich das so eingerichtet.«

»Woran er sehr recht getan hat. Das weiß ich übrigens nun auch. Denn ich war inzwischen bei Ihrem Direktor.«

»Nein, was Sie nicht alles treiben, wenn Sie eine Spur verfolgen!«

»Man fängt entweder nicht an, meine Gnädigste, oder man fängt an, dann aber muss man auch bis ans Ende gehen, sonst hätte es keinen Sinn.«

»Und was haben Sie bei dem Direktor ausgerichtet?«

»Alles, was ich wünschen konnte.«

»Lassen Sie hören, Dagobert!«

»Ich sagte ihm, dass ich gekommen sei, einen jungen Mann zu protegieren -, er solle mich nur dem Chef nicht verraten. Der Direktor lächelte. Er wisse ganz gut, dass, wenn ich vom Chef etwas wolle, es von vornherein bewil-

ligt sei. Wohl möglich, gab ich zu, es wäre mir aber lieber, ihn nicht direkt um den Freundschaftsdienst zu bitten. Der Direktor begriff oder tat, als begriffe er, und stellte sich mir zur Verfügung.«

›Um was handelt es sich?‹, fragte er.

›Sie haben da einen jungen Mann im Kontor‹, erwiderte ich, ›na, wie heißt er doch nur? Ich habe so ein scheußliches Namensgedächtnis! Tut übrigens nichts; werde schon draufkommen.‹ Also ein auffallend großer junger Mann mit liebenswürdigen Manieren – sonst hätte er Ihnen nicht gefallen, meine Gnädigste –, mit einem schönen schwarzen Bart und guten Zähnen. Abends bringt er gewöhnlich dem Chef –

›Ach, das ist ja unser Sekretär Sommer!‹, unterbrach mich der Direktor.

›Sommer, natürlich Sommer! Dass mir der Name entfallen konnte! Sehen Sie, lieber Direktor, Sommer ist ja ein ganz begabter Mensch, aber er ist in der Kanzlei, bei der Korrespondenz nicht am richtigen Platz. Es fehlt die letzte Genauigkeit und Exaktheit bei der Arbeit. Dagegen müsste er sich vortrefflich verwenden lassen für den Verkehr mit den Parteien. Ich weiß, dass Sie schon geraume Zeit nach einer geeigneten Persönlichkeit suchen zur Leitung der Verkaufsfiliale in Graz. Wäre das nichts für Sommer?‹

Der Direktor schlug sich mit der Hand auf die Stirne.

›Donnerwetter, das ist eine Idee! Da suchen wir uns die Augen aus dem Kopf und haben den Mann in nächster Nähe! Natürlich ist Sommer wie geschaffen dafür! Sie üben da nicht Protektion an ihm, sondern erweisen uns einen Dienst mit Ihrem Vorschlag. Er geht nach Graz. Die Sache ist abgemacht.‹

Sie sehen, meine Gnädigste, ich war glücklich genug, ein wenig Vorsehung spielen zu können.«

»Aber Dagobert, wie konnten Sie die Behauptung riskieren, dass der junge Mensch nicht fürs Büro taugt?«

»Da war nichts riskiert dabei. Ich verließ mich auf mein bisschen Psychologie. Der richtige Büromensch ist immer mehr oder weniger – bis zu einem gewissen Grad – Pedant. Er wird es durch seine Beschäftigung, die unausgesetzte minutiöse Genauigkeit erfordert. Ein Pedant ist unser Freund nicht. Der richtige Büromensch beißt die Spitzen der Zigarren nicht mit den Zähnen herunter, sondern er schneidet sie säuberlich ab mit dem Federmesser oder mit einer besonderen Maschinerie, die er sicher bei sich trägt, wenn er Zigarrenraucher ist. Und noch etwas tut der richtige Büromensch nicht. Er legt Zigarrenstummel nicht auf Marmorkamine. Er bemüht sich vielmehr zum Aschenbecher und deponiert den Rest dort, immer bestrebt, darauf zu achten, dass nicht etwas von der Asche daneben gehe. Unser sorgloser junger Freund, der es mit einem Zigarrenstummel nicht so genau nimmt, wird es wahrscheinlich auch mit der Büroarbeit nicht gar so genau nehmen. Er hat es nicht in sich!«

»Und daraus haben Sie dann gleich geschlossen, dass er der richtige Mann für den Parteienverkehr ist?«

»Nicht nur daraus, sondern auch aus der Bevorzugung, die Sie ihm haben zuteilwerden lassen, meine Gnädigste. Er muss ein sehr angenehmes Mundwerk haben, wird wohl auch ein kleiner Schwerenöter sein. Das alles ist ganz vortrefflich, wenn man mit der Kundschaft in persönliche Berührung zu treten hat.«

»Eines müssen Sie mir noch aufklären, Dagobert. Sie ha-

ben sich bemüht, den jungen Mann wegzubringen, weil Sie um meine Tugend besorgt waren?«

»Aber, Frau Violet! Sie wissen doch, welches Vertrauen ich in Sie setze! Da ich aber wusste, dass die abgängigen Zigarren durch Ihre Hände gegangen waren, und Sie daraus Ihrem Mann gegenüber ein Geheimnis machten, musste der Raucher notwendigerweise verschwinden. Das musste sein!«

»Ein Geheimnis! Da steckt ja die Ungeschicklichkeit von mir. Ich hatte es meinem Mann nicht gleich gesagt, hatte nicht daran gedacht, und als er dann eine Affäre daraus machte, da wäre es so merkwürdig herausgekommen. Es wäre mir peinlich gewesen.«

»Geradeso habe ich es aufgefasst, gnädige Frau ... Für mich dürfte übrigens der Wagen vorgefahren sein. Sollte der junge Mann noch kommen, sich zu verabschieden, dann bieten Sie ihm zur Abwechslung eine Zigarre von einer anderen Sorte an, und dann wird diese wichtige Affäre für alle Zeit erledigt sein.«

Der Falschspieler

Andreas Grumbach hatte eigentlich immer ein recht zurückgezogenes Leben geführt. Seine Ehe mit der Schauspielerin Moorlank hatte sich, entgegen der ursprünglichen Annahme der abratenden Freunde, zu einer durchaus ungeübten und glücklichen gestaltet. Die blonde Frau Violet führte das Hauswesen mit tadelloser Sorgfalt und Geschicklichkeit, und Grumbach fühlte sich zu Hause so wohl, dass er an besondere gesellschaftliche Zerstreungen

gar nicht dachte, obwohl vielleicht Frau Violet nicht abgeneigt gewesen wäre. Sie war aber zu klug, da auf Änderungen zu dringen, wo ohnedies alles zu allseitiger Befriedigung sich abwickelte.

Tagsüber hatte Grumbach genug zu arbeiten, und da war es ihm doch am liebsten, wenn er die Abende in seinem Heim verbringen konnte, das ihm Frau Violet mit aller Umsicht, mit Takt und Geschmack ganz in seinem Sinn eingerichtet hatte. Einmal in der Woche besuchte er seinen Klub, das war er sich schuldig; und für einen Abend in der Woche hatte er eine Loge in der Oper, das war er Frau Violet schuldig. Sonst aber blieben sie fein zu Hause, wo es nach seiner Auffassung doch am schönsten war.

Gäste sahen sie selten bei sich. Dagobert Trostler, der gediente Lebemann, der im ruhigen Genuss seiner Renten jetzt nur noch seinen Liebhabereien lebte, der zählte kaum mit. Er konnte kommen und gehen, wann er wollte. Man war auf den alten Freund des Hauses immer vorbereitet, und er gehörte sozusagen zum Haus. Seine großen Passionen wurden ja vielfach belächelt, aber er war zu sehr Philosoph, um sich das sonderlich anfechten zu lassen.

Für Grumbachs war er geradezu unentbehrlich geworden, schon durch die Macht der Gewohnheit; aber auch sonst. Er war ein treuer und sorglicher Freund, auf den man sich in allen Lebenslagen unbedingt verlassen konnte. Er war aber auch der Mittler für die Außenwelt. Er brachte die Neuigkeiten des Tages ins Haus, sorgte dafür, dass man in Sachen der Kunst auf dem Laufenden blieb, und wusste in einem fort allerlei Räuberromane und Kriminalgeschichten zu erzählen, bei denen man sich auch ganz gut unterhalten konnte.

Dieses Idyll hatte aber nun ein Ende gefunden, und Grumbachs wurden mit einem Mal in den Wirbel des gesellschaftlichen Lebens der Reichshaupt- und Residenzstadt hineingerissen, sehr gegen die Neigung des Mannes, nicht so auch gegen die von Frau Violet, die da fand, dass sie nun erst die Rolle spiele, die ihr eigentlich und von Rechts wegen schon lange gebührt hätte.

Das war so gekommen: Freiherr Friedrich von Eichstedt, der Chef der altberühmten Firma *Eichstedt & Rausch*, war der eigentliche Begründer des Klubs der Industriellen gewesen und dessen alljährlich neu gewählter Präsident durch volle zehn Jahre. Als die zehn Jahre um waren, wurde das Jubiläum unter großartigen Ovationen gefeiert. Es gab ein denkwürdiges Bankett, zu dem auch die Damen der Mitglieder eingeladen waren. Die Toilette von Frau Violet war sehenswert. Die große Überraschung für den Präsidenten war die feierliche Enthüllung seines von Leopold Horowitz für den Sitzungssaal gemalten Porträts. Er hatte dem Künstler natürlich dazu gesessen. Es wurden prachtvolle Reden gehalten, und alles war sehr schön. Nur eines schien bedauerlich. Der Präsident wollte nicht mehr. Er hatte genug; er wollte durchaus und durchaus nicht mehr. Er habe seinen Dienst zehn Jahre gemacht, nun solle ein anderer ran.

Es war nichts zu machen, und in der nächsten Generalversammlung wurde Andreas Grumbach einstimmig zum Präsidenten gewählt. Nun war sie da, die Bescherung! Ablehnen ging nicht. Zu Hause redete Frau Violet zu, und sie hatte sich sogar hinter Dagobert gestellt, dass er ihrem Mann die etwaigen Bedenken austreiben möchte. Aber auch ohne das - es ging wirklich nicht, abzulehnen. Die

Wahl bedeutete eine Auszeichnung, die reichlich auch einen hohen Orden aufwog. Der erste Klub der Stadt, der Klub der Millionäre, wie er im Volksmund hieß! Der Mann, der da an die Spitze berufen wurde, der stand damit eigentlich an der Spitze der Industriellen überhaupt. Dazu musste einer doch schon, figürlich gesprochen, von guten Eltern sein. Das will besagen, dass sein persönlicher und geschäftlicher Ruf über allen Zweifel erhaben, sein Kredit ein unbeschränkter und dementsprechend auch sein Reichtum ein sehr wohlfundierter sein musste. Für einen Geschäftsmann war also eine solche Berufung nicht mehr und nicht minder als ein Adelsbrief.

Derlei lehnt man nicht ab, zumal die Würde auch ihre Bürde hatte, welche die Übernahme in doppelter Hinsicht als Ehrenpflicht erscheinen ließ. Es war bekannt und durch die Amtsführung des ersten Präsidenten förmlich zur Tradition geworden, dass mit der Leitung des Klubs ganz erhebliche materielle Opfer verbunden waren. In Wien haben die Klubs von jeher einen sehr schweren Stand gehabt. Die unzähligen eleganten Kaffeehäuser, die London, der klassische Boden des Klubwesens, nicht hat, bieten da mit ihren Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten eine schier unbesiegbare Konkurrenz. Darum vegetieren denn auch alle Klubs nur notdürftig dahin und arbeiten mit Defizit, solange es eben geht. Trotzdem wollten die Industriellen ihren Klub haben, und bei dem musste natürlich von vornherein jeglicher Zweifel an seinem Bestand ausgeschlossen bleiben. Da nun aber auch die Industriellen nicht zaubern können, so verließ man sich ruhig darauf, dass der jeweilige Präsident schon für die Ehre des Hauses, also auch dafür sorgen werde, dass da kein Defizit zum Vorschein kam.

Die Mitgliedsbeiträge waren recht ansehnlich, zweihundert Gulden jährlich, und dazu kamen noch Einnahmen aus den Kartengeldern, die im Jahre doch an die zwanzigtausend Gulden ausmachten. Aber auch an Ausgaben fehlte es nicht. Zehntausend Gulden Miete, zehntausend Gulden das Personal, zehntausend Gulden für Heizung, Beleuchtung, Zeitungen und sonstige Anschaffungen, zehntausend Gulden Verlust bei Küche und Keller; denn es musste alles erstklassig und dabei billig sein, um die Mitglieder heranzulocken und zusammenzuhalten. Und so ging das fort. Da läppern sich die Ausgaben doch schon zusammen.

Mit all diesen Sorgen war nun Andreas Grumbach beladen, und das war noch nicht einmal alles. Die neue Würde legte auch Repräsentationspflichten auf, vor denen er früher so schön Ruhe gehabt hatte. Früher hatte er so bequem abseits gegessen, und nun riss ihn der gesellschaftliche Strom mit. Gab der Minister des kaiserlichen Hauses und des Äußeren einen Rout oder der Ministerpräsident eine Soiree, wurde ein Denkmal enthüllt oder ein General begraben, eine Schule eingeweiht oder eine Ausstellung eröffnet, - der Präsident des Klubs der Industriellen wurde eingeladen und musste dabei sein, was dann natürlich auch immer zum ewigen Gedächtnis ins Protokollbuch der Vorstandssitzungen eingetragen wurde. Dann kamen auch noch die privaten Einladungen, für die man sich revanchieren musste. Kurz, es ging recht bunt zu, und Frau Violet war es sehr zufrieden.

Die Hauptschuld an allem trug eigentlich Baron Eichstedt. Erstlich einmal, weil er überhaupt das Präsidium niedergelegt hatte, und zweitens, weil er sich in Frau Violet

ganz verliebt hatte – natürlich und selbstverständlich in allen Ehren. Das war die Dame, wie er sich sie schon lange gewünscht und lange gesucht hatte. Seine eigene Frau war ihm schon vor zwölf Jahren gestorben, und seit der Zeit hatte alles gesellschaftliche Leben in seinem Haus geruht. Er hatte sich ganz seinem Klub gewidmet, der ihm das Heim ersetzte. Nun regte sich aber doch das Gewissen in ihm; das musste anders werden. Als seine Frau gestorben war, hatte sie ihm ein einziges Kind hinterlassen, eine kleine Tochter, Gretl. Das war jetzt eine junge Dame von achtzehn Jahren, an deren Zukunft man doch denken musste. Er musste Leute bei sich sehen, und er musste das Mädchen in die Welt einführen. Dazu brauchte er eine befreundete Dame, die liebenswürdig genug war, an seiner Seite in seinem Haus bei festlichen Anlässen mit die Honneurs zu machen und außer Haus seine Tochter mit der nötigen Anmut und Würde zu chaperonieren. Weit und breit hätte er da keine geeignetere Persönlichkeit finden können als Frau Violet. Das war eine Dame von Welt, die sich anzuziehen, sich zu benehmen und zu repräsentieren wusste, und dabei war sie niemals steif und langweilig, sondern immer gut aufgelegt und munter. Gretl konnte von ihr schon etwas lernen. Dass sie Schauspielerin gewesen war, tat ihr gesellschaftlich keinen Abbruch. Wenn es anfänglich vielleicht hier und da Bedenken gegeben haben mochte, so hatte diese das Schwergewicht des gesellschaftlichen Ansehens ihres Mannes doch sehr bald beiseite gedrückt.

Dagobert Trostler tat bei alledem immer mit. Grumbach hätte ihn um keinen Preis aufgegeben, und auch Frau Violet war so an ihn gewöhnt, dass er ihr sehr gefehlt hätte. Er hatte also, als Grumbach Präsident wurde, nicht nur in den

Klub einzutreten, er musste es sich auch gefallen lassen, auf Vorschlag des Präsidenten in den Ausschuss kooptiert zu werden. Die Freundschaft war eine notorische, und man richtete sich danach. Man wusste, dass man dem Herrn Präsidenten gefällig sei, wenn man mit ihm auch seinen Freund einlud.

Wie jedem großen Manöver die Kritik folgt, so folgte jeder mitgemachten Unterhaltung, und wenn man noch so spät heimkehrte, im Hause Grumbach die kritische Besprechung derselben. Dagobert musste immer noch *auf einen kleinen Schwarzen und eine Zigarre* mitfahren. Frau Violet wollte es so. Man könne doch nicht gleich schlafen gehen. Ein kleiner Plausch, ein kleiner Tratsch, ein bisserl Leutausrichten – das beruhigt die Nerven wunderbar.

So saßen die drei wieder einmal zu nächtlicher Stunde beisammen und übten Manöverkritik an der eben absolvierten Soiree bei Eichstedts.

»Es war doch sehr hübsch«, bemerkte Frau Violet, die da allerdings interessierte Partei war.

»Es war tadellos«, bekräftigte Dagobert, seinen Schwarzen schlüpfend. »Sie waren einfach bewunderungswürdig, Frau Violet, wie Sie die Honneurs machten.«

»Mein Gott, es ist so schwer, wenn so viele Leute da sind!«

»Ja, ein wenig zu voll war es doch wohl.«

»Sie haben sich darüber nicht zu beklagen, Dagobert. Sie liegen ja immer auf der Lauer mit Ihren Beobachtungen. Je mehr Leute, desto besser für Sie.«

»Das ist nicht richtig, Frau Violet. Es beobachtet sich besser, wenn das Gewühl nicht so groß ist.«

»Also gar keine Ausbeute heute?«

»O doch, eine Kleinigkeit schon! Ich möchte wissen, ob sie ihn auch liebt.«

»Sie haben so eine merkwürdige Art, Dagobert, die Leute mit unvermittelten Fragen und Behauptungen zu überrumpeln. Wer soll wen lieben? Und wie soll ich das wissen?«

»Nicht so unvermittelt, wie es scheint, Gnädigste. Ich liebe es nur, gelegentlich das Bekannte als bekannt vorauszusetzen und mich damit nicht weiter aufzuhalten. Ich meine wirklich, dass, wenn jemand es wissen könnte, Sie es sein müssen.«

»Etwas deutlicher, wenn ich bitten darf!«

»Ich habe im Vorzimmer, als wir weggingen, eine hübsche kleine Szene beobachtet. Eine Schauspielerin hätte davon lernen können.«

»Sie machen mich neugierig, Dagobert.«

»Die Dienerschaft half den Herrschaften in die Überkleider. Ein junger Mann, unzweifelhaft der Hübscheste in der ganzen Gesellschaft – er hat so schöne melancholisch-träumerische Augen ...«

»Ich weiß schon – Baron André, der kleine Attaché.«

»Bei welcher Gesandtschaft?«

»Bei keiner vorläufig. Er ist Diplomat von Beruf und wartet nun hier darauf, dass ihn seine Regierung nach Petersburg oder Madrid dirigiere.«

»Gut. Ich bemerkte also, dass dieser junge Mann nicht ohne Geschicklichkeit so manövrierte, dass nicht einer der sechs Lakaien dazu kam, ihm beim Anziehen behilflich zu sein, sondern das einzige im Vorzimmer anwesende Stubenmädchen.«

»Die war eigentlich da, um den Damen zu helfen.«

»Verstehe vollkommen. Kein schlechter Geschmack. Hät-

te mir auch lieber von ihr helfen lassen. Ich beobachtete weiter. Und nun kommt die kleine Szene. Sie war allerliebste. Er drückt ihr etwas in die Hand, das Trinkgeld. Da hätten Sie das Gesicht des Kammerkätzchens sehen sollen. Es war zu reizend. Im ersten Moment Verblüffung, eisige Kälte, ja geradezu Entrüstung. Dann ein rascher Blick und darauf sofort hellster Sonnenschein. Rasch fuhr die ordnende Hand noch einmal über seinen Überrock, dann ein freundliches Lächeln und eine devote Verbeugung. Das Mädchel hat mir gefallen!«

»Wenn sie Ihnen nur gefallen hat, Dagobert! Und was hat es weiter mit Ihren interessanten Vorzimmerstudien auf sich?«

Frau Violet sagte das in nicht gerade sehr Gnädigstem Tone. Freund Dagobert hätte wissen können, dass man bei einer schönen Frau, vielleicht bei einer Frau überhaupt, sehr selten Glück damit hat, wenn man über ein anderes weibliches Wesen besonders entzückt ist. Und nun erst, wenn dieses andere Wesen ein Stubenmädchen ist! Ernste Forscher sind zwar längst darüber einig, dass unter Umständen auch Stubenmädchen ihre ästhetischen Vorzüge haben können, aber über gewisse Dinge ist mit Frauen einmal nicht zu reden.

»Ich meine«, fuhr Dagobert fort, »dass dieses wechselnde und ausdrucksvolle Mienenspiel einer Künstlerin auf der Bühne einen Spezialapplaus eingetragen haben würde. Während der Fahrt zu Ihnen, meine Gnädigste, habe ich mir die Sache dann zurechtgelegt. Die Zofe hat in ihrer Hand zuerst die kleine Münze gespürt. Deswegen die gerechte Entrüstung. Der rasche Blick belehrte sie, dass es keine kleine Münze, sondern ein Goldstück war. Darauf-

hin ...«

»Erlauben Sie, lieber Dagobert«, unterbrach ihn Frau Violet ein wenig ungeduldig, »Ihre Trinkgeldphilosophie mag ja recht interessant sein, aber eigentlich ist es doch nicht das, was ich von Ihnen wissen wollte.«

»Ich bin ganz bei der Sache, meine Gnädigste, aber man muss einen Menschen doch ausreden lassen. Goldstücke als Trinkgelder sind bei uns nicht recht gebräuchlich. In älteren Opern und Tragödien wirft man der Dienerschaft noch einen Beutel Zechinen hin, aber das ist nicht mehr modern. Heutigen Tages sind nur noch die französischen Dramatiker besonders verschwenderisch. Die lassen ihre Helden gewöhnlich einen ungeheuren Aufwand treiben – auf eine Million mehr oder weniger kommt es ihnen gar nicht an –, und namentlich lassen sie sie gern riesige Trinkgelder verteilen. In unserem bürgerlichen Gesellschaftsleben ist das nicht Stil. Wir geben einen Silbergulden, und ich meine ...«

»Aber – Dagobert!!!«

»Werden Sie mir nur nicht ungeduldig, meine Gnädigste!«

»Wie soll da aber ein Mensch auch nicht ungeduldig werden! Sie wollten von einem Herzensroman sprechen, bei dem ich eine Rolle spielen sollte, und nun halten Sie mir einen Vortrag – über Trinkgelder!«

»Ich sagte, dass ich mir die Sache im Wagen zurechtgelegt habe. Die Trinkgeldgeschichte hat mich erst auf die richtige Fährte gebracht. Der junge Mann ist nicht dumm ...«

»Hat auch niemand behauptet!«

»Und geht sehr methodisch vor. Baronin Gretl ist die anmutigste und liebenswürdigste junge Dame, die ich kenne.

Wer hat ihn denn eigentlich in die Gesellschaft eingeführt?«

»Gretls Vettern, Fredl, der Kavallerist, und Gustl, der Ministerialsekretär, mit denen er intim befreundet ist. Sie müssen ihn übrigens auch vom Klub her kennen, wo er, seitdem er hier ist, als Gast eingeschrieben ist.«

»Er war mir noch nicht ausgefallen. Also er geht methodisch vor. Er liebt Baronin Gretl, und das ist ihm sicher nicht zu verdenken.«

»Woher wissen Sie das, Dagobert?«

»Zuerst bemerkte ich es daran – aber Sie dürfen nicht böse werden – wie er Ihnen den Hof machte, gnädigste Frau.«

»Mir?!«

»Ihnen. Allerdings. Das war ganz richtig kalkuliert. Sie vertreten dort die Hausfrau und, wie ich gleich hinzufügen will, mit bewunderungswürdiger Grazie und unvergleichlicher Umsicht. Er hat Ihren Einfluss nicht zu hoch eingeschätzt. Seine Chancen stünden schlecht, wenn er Sie gegen sich hätte. Er hatte sich also an Sie herangemacht und, wie ich mit Vergnügen bemerkt habe, nicht ohne Erfolg.«

»Was wollen Sie damit sagen, Dagobert?«

»Was ich gesagt habe. Sie haben ihn in Ihr Herz geschlossen.«

»Weil er ein reizender Mensch ist.«

»Das sage ich auch. Es lässt sich nichts Hübscheres und Liebenswürdigeres denken als die Art, wie Sie, Gnädigste Frau, trotz der vielseitigen Inanspruchnahme die beiden Leutchen wohlwollend zu bemuttern wussten.«

»Habe ich damit etwas Unrechtes getan?«

»Gewiss nicht. Mir war es eine spezielle Freude, zu sehen,

wie sich auch bei Ihnen der echt weibliche Trieb, Ehen zu stiften, betätigte.«

»Und was hat bei alledem – das Trinkgeld zu tun?«

»Nicht viel mehr, als dass es mich auf einige Ideen gebracht hat. Ich hätte sonst kaum über die ganze Geschichte weiter nachgedacht. Methodisch – sagte ich. Sie waren gewonnen. Irgendein Lümmel von den Lakaien hätte ihm kaum etwas nützen können, dagegen kann die Zofe unter Umständen eine ganz verwendbare Bundesgenossin werden.«

Nun war auch Frau Violet befriedigt. Es hatte ihr doch gefallen, wie Dagobert all das herausgebracht hatte, wovon sie geglaubt hätte, dass es noch kein Mensch bemerkt habe.

Einige Tage später befand sich Dagobert wieder im Grumbachschen Haus. Sie waren nur zu dritt bei Tisch gewesen, dann begaben sie sich ins Rauchzimmer, wo Frau Violet es sich auf ihrem Lieblingsplätzchen beim Kamin bequem machte, während die beiden Herren sich am Rauchtisch einrichteten. Man saß erst eine Weile schweigend, und dann begann Dagobert mit ganz harmloser Miene, als spreche er von der natürlichsten und selbstverständlichsten Sache der Welt: »Weißt du übrigens, mein lieber Grumbach, dass in deinem Klub falsch gespielt wird?«

»Um Gottes willen!«, rief Grumbach und fuhr wie von der Tarantel gestochen auf. Er war ganz blass geworden. »Das ist ja entsetzlich! Und das sagst du mir erst jetzt?!«

»Ich weiß es selber erst seit heute Vormittag, und ich wollte dir nicht vor Tisch den Appetit verderben.«

»Ich danke ab!«

»Das heißt, du willst dich um nichts kümmern. Dein Nachfolger soll dann sehen, wie er mit der Geschichte fer-

tig wird.«

»Jedenfalls will ich mit solchen Geschichten nichts zu tun haben.«

»Von dir aus soll also dann ruhig weiter falsch gespielt werden?«

»Aber Dagobert, siehst du denn nicht, dass meine Lage furchtbar ist?«

»Angenehm ist sie allerdings nicht, Herr Präsident!«

»Da wird sich ein namenloser Skandal entwickeln!«

»Das ist wohl anzunehmen.«

»Und der Klub wird dabei zugrunde gehen! Was haben wir uns nicht alles auf unsere bürgerliche Ehrbarkeit zugutegetan! Mit welcher Beruhigung haben nicht unsere alten Herren uns ihre Söhne zugeführt, – und nun das, das Allerschrecklichste. Ich gehe!«

»Ich denke, dass du gerade bleiben musst, um den Klub zu retten.«

»Ich danke dir! Wessen Name wird mit der schmutzigen Geschichte in Zusammenhang gebracht werden? Der meine! Das Regime Grumbach! Unter seinem Vorgänger war derlei doch nicht möglich! Den Klub retten? Der ist so wie so verloren. Es braucht nur ein Wort davon in die Öffentlichkeit zu dringen, – und wie willst du das verhindern? – und jeder, der nur etwas auf seine Reputation hält, wird sich zurückziehen. Mit Recht. Polizei, Staatsanwalt, ein Skandal, wie er noch nicht da war, – und mitten drin thronen ich als Präsident!«

»Es ist eine böse Geschichte, Grumbach, aber eben deshalb müssen wir trachten, den Kopf nicht zu verlieren.«

»Da lässt sich nichts mehr machen, wenn die Sache einmal ins Rollen gekommen ist. Soll ich es vielleicht auf mich

nehmen, solche Geschichten zu vertuschen?! Es ist meine Pflicht, die Anzeige zu machen, und damit reiße ich den Klub zusammen.«

»Ja – ehrlich gestanden, bin ich mir in diesem Fall selber nicht klug genug.«

»Was weißt du, Dagobert?«

»Ich weiß zunächst nur, dass falsch gespielt wird, mehr nicht.«

»Hast du Beweise?«

»Ich habe sie in der Tasche.«

Er griff in die Rocktasche und brachte ein Spiel Karten zum Vorschein, das er Grumbach überreichte. Frau Violet, die schon still vor sich hinzuweinen begonnen hatte, weil sie nicht ohne Grund ihre glücklich errungene gesellschaftliche Stellung ernstlich bedroht sah, wenn Grumbach wirklich abdankte, gesellte sich nun zu den beiden Herren und begann mit ihrem Gatten das verhängnisvolle Spiel zu prüfen. Beide waren aber außerstande, irgendetwas Verdächtiges zu entdecken.

»Die Sache ist ja nicht schlecht gemacht«, gab Dagobert zu, »aber es ist doch die einfachste Form der Maquillage. Es gibt noch bessere Methoden. Diese ist nur die Bequemste und für ein Publikum, das nicht argwöhnisch ist, vollkommen ausreichend.«

»So zeigen Sie uns doch«, drängte Frau Violet, »wie und wo diese Karten gezeichnet sind!«

»Aber mit Vergnügen, meine Gnädigste. Zuerst will ich Ihnen aber beweisen, dass sie wirklich markiert sind. Wollen Sie so freundlich sein und das Spiel mischen. Nur noch mehr! So! Haben Sie gut gemischt?«

»Gewiss!«

»Gut, und nun, Grumbach, hebe du ab. Noch einmal! Man kann nicht vorsichtig genug sein. Und nun werde ich Blatt geben. Wie viele Karten soll ich Ihnen geben, Gnädigste?«

»Sagen wir vier.«

»Gut, da haben Sie vier Karten. Halten Sie sie nur recht vorsichtig, damit ich sie nur ja nicht sehe. Hier auch für dich vier Karten, Grumbach. Glauben Sie, dass ich sehen konnte, was ich Ihnen gab?«

»Unmöglich!«

»Natürlich ganz unmöglich, aber Sie, meine Gnädigste, haben Herz Dame, Karo König, Herz acht und Pik Dame, und du, Grumbach: Pik König, Herz Buben, Treff As und Karo As. Stimmt es?«

Es stimmte.

»Und glauben Sie nun«, fuhr Dagobert fort, »dass mir diese Wissenschaft einen recht erheblichen Vorteil über meine Mitspieler sichert?«

»Ob ich das glaube!«, rief Frau Violet. »Hören Sie, Dagobert, Sie sind mir unheimlich. Sie sind ja förmlich selber ein vollendeter Falschspieler!«

»Ich könnte es wenigstens sein, meine Gnädigste. Denn alles, was dazugehört, weiß und beherrsche ich vollkommen. Mein Gott, man macht seine Studien. Es gibt nämlich auch dafür eine Literatur. Ein sehr belehrendes Buch über das Falschspiel hat der hervorragende französische Polizist Mr. Cavaillé geschrieben. Unterhaltend ist auch das Buch des Prestidigitateurs Houdin über denselben Gegenstand. Das gründlichste Buch darüber schrieb aber natürlich ein Deutscher, der unter dem Pseudonym Signor Domino sich nur notdürftig verbarg. Sogar eine eigene Zeitschrift war

dieser noble Disziplin gewidmet. Sie erschien knapp vor Ausbruch der großen Revolution und führte den Titel *Diogène à Paris*. Das Falschspiel dringt auch in weitere Kreise und höher hinauf, als man gemeiniglich annimmt. Von Kardinal Mazarin wird mit aller Bestimmtheit behauptet, dass er ein Falschspieler gewesen sei. Vielleicht ist das ein Mythos, sicher aber und beglaubigt ist es, dass im Jahre 1885 Graf Callado, der Gesandte des Kaisers von Brasilien, in Rom beim Falschspielen gefasst worden ist.«

»Hören Sie, Dagobert, Sie wissen aber auch alles!«

»An mir ist, vielleicht nicht nur meiner Überzeugung nach, ein Detektiv verloren gegangen, und eine was für klägliche Rolle müsste ein solcher gegebenenfalls spielen, wenn er das alles nicht wüsste und könnte.«

»Jedenfalls mochte ich mit Ihnen nicht spielen«, sagte Frau Violet lachend.

»Ich danke für das ehrende Vertrauen, aber ich möchte es Ihnen selbst nicht anraten. Ich bin nämlich ein starker Spieler und in allen Sätteln gerecht. Ich habe das Spieltalent. Viel tue ich mir darauf nicht zugute, aber es ist einmal da. Ich wäre also auch ohne Mogelei für jeden, geschweige denn für Ihr kindliches Gemüt, meine Gnädigste, ein sehr gefährlicher Gegner. Weil dem aber so ist, und weil ich alles weiß und kenne, spiele ich selbst niemals, grundsätzlich nicht. Ich bin nur ein sehr geachteter Kiebitz, der im Zuschauen keine Fehler macht, und gelte bei allen Streitfragen als oberste und inappellable Instanz.«

Grumbach war viel zu erregt und bekümmert, um jetzt den Plaudereien Dagoberts den richtigen Geschmack abzugewinnen zu können. Er wollte wissen, wie Dagobert darauf gekommen sei, dass im Klub mit gezeichneten Karten ge-

spielt werde.

»Das war sehr einfach«, entgegnete Dagobert. »Als Ausschussmitglied habe ich die Pflicht, mich um die Verwaltung zu kümmern. Was Küche und Keller betrifft, habe ich mich schon umgetan. Es ist alles in bester Ordnung, und – tröste dich – das Defizit aus diesen Betrieben wird uns ungeschmälert erhalten bleiben. Dann wollte ich mich auch für das Kartendepartement interessieren. Von einem Amateurdetektiv wird dich das nicht wundern. Auch da, was die Verrechnung betrifft, ist alles in Ordnung.«

»Ich danke für eine solche Ordnung!«, rief Grumbach mit Bitterkeit dazwischen.

»Da kam mir die Idee«, fuhr Dagobert fort, »die einem anderen vielleicht nicht gekommen wäre. Ich wollte einmal die überspielten Karten überprüfen. Ich ließ mir also alle Kartenspiele, die während der abgelaufenen Woche zur Verwendung gelangt waren, ins Vorstandszimmer bringen, sperrte die Tür ab und nahm dann die Überprüfung vor.«

»Wie viele Spiele hat man Ihnen denn hingeschleppt?«, fragte Frau Violet.

»Vierhundertundfünfzehn Spiele, meine Gnädigste.«

»Herrgott, da haben Sie ja eine furchtbare Arbeit gehabt!«

»Es war nicht so arg. Sie müssen nicht glauben, dass ich jede einzelne Karte unter die Lupe genommen habe, sonst säße ich ja noch dort. Ich nahm aus jedem Spiel nur eine Karte, allerdings ein Honneur. Wenn nämlich die wichtigen Karten nicht gezeichnet waren, dann waren es die übrigen sicher auch nicht. War aber ein Spiel markiert, dann mussten es in erster Linie jene Blätter sein, auf die es in der Partie hauptsächlich ankommt. So konnte ich doch in drei Stunden fertig werden.«

»Und was hast du gefunden?«, fragte Grumbach.

»Wie ich bereits bemerkt habe, dass im Klub falsch gespielt wird. Ich habe sechs gezeichnete Spiele beseitigt und unter Verschluss genommen. Eines davon ist das hier.«

»Sie haben uns noch immer nicht gezeigt, wie sie markiert sind.«

»Ich glaube es doch schon gesagt zu haben, – Maquillage, einfache Maquillage!«

»Wir sind nicht vom Fach, lieber Dagobert. Mit uns müssen Sie schon etwas deutlicher reden.«

»Wohlan, hören Sie mir zu, Gnädigste Frau. Sie werden enttäuscht sein, wie einfach die Geschichte ist. Sehen Sie sich diese Rückseite der Karten an. Sie ist bedruckt und weist ein einfaches, mit Absicht so gewähltes Muster auf, dass es dem Auge keine besonderen Anhaltspunkte bietet. Wir haben hier zahllose Punkte und kleine, nicht ganz geschlossene Kreislinien. Der Falschspieler hat nun folgende Methode gewählt: Er nahm eine feine Nähnadel, tauchte ihre Spitze in reines, farbloses und durch Erhitzung flüssig gemachtes Wachs. Dann stach er leicht an bestimmter Stelle in die Rückseite, natürlich nicht so stark, dass die Spitze durch das Blatt durchgedrungen wäre. So leicht er auch stach, die Spitze hat doch eine kleine Vertiefung verursacht, und in dieser setzte sich ein Atom von Wachs fest.«

»Das kann man aber doch unmöglich mit den Fingerspitzen spüren!«, bemerkte Frau Violet, indem sie gleich die Probe zu machen versuchte.

»Wenn er sich auf seinen Tastsinn hätte verlassen wollen, hätte er eine andere Methode versucht. Es gibt solche, sie sind aber gefährlicher und darum weniger empfehlenswert.«

»Aber sehen kann er diese Pünktchen doch auch nicht!«, fuhr Frau Violet fort, wieder bemüht, dem Geheimnis auf den Grund zu kommen.

»Man kann sie sehr gut sehen. Lassen Sie nur das Licht auf der Rückseite spielen!«

»Ja, wahrhaftig!«, rief Frau Violet erfreut. »Hier sieht man es ganz deutlich, ein matter Punkt!«

»Das ist der ganze Witz. Das Kartenpapier glänzt, und in den Lichtreflexen macht sich ein toter Punkt leicht bemerkbar, allerdings nur für den Wissenden. Alles Übrige ergibt sich von selbst. Sie sehen, da stehen acht kleine Kreislinien in einer Reihe, und es gibt zwölf Reihen. Ein Spiel könnte also aus sechsundneunzig Blatt bestehen, und der Künstler käme noch immer nicht in Verlegenheit, wo er für jedes Blatt seinen Punkt hinsetzen soll, wenn er sein System einmal festgestellt hat. Seinem Gedächtnis ist dabei gar nicht viel zugemutet. Die erste Reihe gilt für Herz, die zweite für Karo und so weiter. Angefangen wird mit dem König, dann kommt die Dame, – die ganze Sache, so frech sie ist, ist beinahe kindisch.«

Grumbach hatte bei Weitem nicht das Interesse für die Details wie seine Frau. Ihn peinigte die kritische Lage, in die nun er und mit ihm der ganze Klub geraten war. Seine Gedanken bewegten sich nach ganz anderer Richtung.

»Ich bin nur glücklich, Dagobert«, begann er, »dass ich dich jetzt zur Hand habe. Du bist der Mann, dem Schwindel ein Ende zu machen.«

»Ich schmeichle mir allerdings, der richtige Mann zur richtigen Zeit an der richtigen Stelle zu sein. Ich verbürge mich dafür, dass ich dir den Gauner in wenigen Tagen stelle!«

»Du bist zu gütig, Dagobert, aber dafür danke ich ganz entschieden!«

»Habe ich mir so gedacht.«

»Wenn ich ihn kenne, muss ich ihn dem Gericht ausliefern. Muss ich, geht gar nicht anders. Und dann haben wir den öffentlichen Skandal mit all seinen Konsequenzen.«

»Das glaube ich auch. Was soll ich aber sonst tun?«

»Bringe mir den Schurken in aller Stille weg. Er soll sich seinen Strick anderswo suchen. Kein Mensch darf von der Geschichte auch nur ein Sterbenswörtchen erfahren, und was mich betrifft, so will ich nie mehr etwas von ihr hören.«

»Bon! Soll besorgt werden.«

Vier Tage später saßen sie wieder zu dritt im Grumbach-schen Haus. Bei Tisch, wo die Dienerschaft ab und zu ging, wurde nur von gleichgültigen Dingen gesprochen, von den Soireen bei Eichstedts, von dem nächsten Damenabend, der im Klub veranstaltet werden sollte, und dergleichen mehr. Als sie aber dann im Rauchzimmer saßen, sicher vor Störungen durch die Dienerschaft, und Dagobert sich anschickte, harmlos über die alltäglichen Ereignisse weiterzuplaudern, da konnte Grumbach doch nicht länger an sich halten und brach mit der spannungsvollen Frage los: »Nun, Dagobert, wie steht's?«

»Womit?«

»So sei doch nicht so, du kannst dir ja denken!«

»Du meinst doch nicht die – die gewisse Affäre?«

»Natürlich meine ich die! Was sollte ich sonst meinen?!«

»Ich dachte, damit dürfe man dir überhaupt nicht mehr kommen!«

»Sei nicht kindisch, Dagobert, ich muss doch wissen, was vorgeht!«

»Ich habe selbstverständlich deinen Auftrag erfüllt. Die Sache ist erledigt. Du kannst ruhig sein: Es ist all right.«

»Gott sei Dank!«, rief Grumbach aufatmend. »Ich kann also wirklich wieder ruhig schlafen?«

»Wie ein Murmeltier. Kein Mensch wird je etwas davon erfahren. Es müsste denn sein, wofür ich mich natürlich nicht verbürgen kann, dass der betreffende Herr selber plaudert, aber ich glaube, dass das nicht sehr wahrscheinlich ist.«

»Sie müssen erzählen!«, drängte nun Frau Violet.

»Aber der Herr Gemahl erlaubt es ja nicht!«

»Unsinn, Dagobert, – erzähle!«

»Es gibt nicht viel zu erzählen, wenigstens nichts Dramatisches, da ich mich natürlich an deine Befehle halten musste. Ich hatte zu erreichen, dass nicht mehr falsch gespielt werde. Das ist erreicht.«

»Ich bin furchtbar neugierig, wie Sie das gemacht haben«, warf Frau Violet ein.

»Die Sache war von Haus aus nicht schwer, und sie ist noch leichter gegangen, als ich mir es vorgestellt hatte. Zunächst also, meine Gnädigste, musste ich mir klarmachen, wie der Betrug ins Werk gesetzt wurde. Die Karten waren selbstverständlich vorher präpariert. Wie aber wurden sie auf den Spieltisch geschmuggelt? Am einfachsten ließ sich das machen, wenn einer von den Dienern, die mit den Karten zu tun haben, mit im Einverständnis war. Bei uns ist die Einrichtung so, dass zu jedem Spieltisch eine silberne Tasse mit drei Päckchen Karten auf ein niedriges Taburett gestellt wird. Die Herren lieben es, wenn sie eine Stunde mit einem

Spiel gespielt haben, ein frisches Päckchen zu nehmen. Der Diener hätte also zu dem betreffenden Spieltisch und der betreffenden Gesellschaft ...«

»Welche Spielgesellschaft war es?«, fragte Grumbach.

»Keine Ahnung! – unter den drei Spielen nur das gezeichnete mit zu servieren gehabt. So hätte sich die Sache ganz unauffällig gemacht.«

»Und ist es so gemacht worden?«, forschte Frau Violet.

»Nein, meine Gnädigste. Unser Künstler arbeitet ohne Gehilfen. Das ist sicherer und billiger. Ein Mitwisser ist immer eine Gefahr, und zu große Spesen will man sich bei dem Geschäft doch auch nicht machen.«

»Ich begreife überhaupt nicht recht«, bemerkte Grumbach dazwischen, »wie einer bei uns auf diese Idee verfallen konnte, wo ich doch grundsätzlich und mit aller Strenge darauf halte, dass im Klub kein Hasardspiel gespielt werde. Das dulde ich absolut nicht!«

»Ein sehr schöner Grundsatz – zweifelsohne, und du hast sehr recht damit, mein lieber Grumbach, aber in der Praxis gibt es auch da einen Haken. Das Verbot muss bestehen – natürlich. Der Staat erlässt es ja auch, obwohl mir da die Bevormundung weniger gefällt. Wenn ein paar Tagediebe dumm genug sind, sich auch auf solche Scherze einzulassen, so weiß ich nicht, ob man das Recht oder die Pflicht hat, sie gerade da beim Zipfel zu nehmen. Lässt man sie da nicht, so wissen sie sich sicher irgendeine andere, nicht minder ausgiebige Dummheit zu finden.«

»Man muss die Leute vor sich selber schützen«, bemerkte der Herr Präsident.

»Vielleicht die wirtschaftlich Schwachen. Für die Schwachen im Geist und Charakter gibt es keinen Schutz.«

»Nur jetzt keine Philosophie, lieber Dagobert!« flehte Frau Violet. »Erzählen Sie lieber weiter; so neugierig war ich noch nie!«

»Sofort, meine Gnädigste – nur noch eine Bemerkung. Der Trieb, Hasard zu spielen, besteht einmal, ist vielleicht in der menschlichen Natur begründet, und da kann er, wenn er sich betätigt, leicht gefährlicher werden, wenn das gezwungenermaßen im geheimen geschieht, als im Licht und unter der Kontrolle der Gesellschaft. Aber das nur nebenbei. Das Verbot muss natürlich schon anstandshalber doch aufrechtbleiben. In unserem Fall bedurfte es des Hasardspiels gar nicht. Gespielt wird mit Marken. Wie hoch sich die Herren diese bewerten, das ist ganz ihre Sache, und kein anderer braucht es zu erfahren. Unser Künstler konnte sich da auch bei dem harmlosesten und erlaubten Spiel ganz ohne alles Aufsehen täglich seine drei- oder fünfhundert Gulden verdienen. Das ist, meine ich, auch schon etwas!«

»Hinrichten müsste man einen solchen Menschen!«, meinte Frau Violet so nebenbei.

»Ich habe also die Klubdiener aufs Korn genommen. Es wird dir angenehm sein, zu hören, Grumbach, dass sie mit dieser Sache absolut nichts zu tun haben. Ich habe sie, ohne dass sie es merkten, besonders scharf examiniert. Sie sind vollkommen ahnungslos.«

»Das ist mir auch angenehm«, bestätigte Grumbach.

»Nun musste ich also weiter kombinieren. Ich hatte sechs Spiele säsiert, und zwar drei Tarock- und drei französische Spiele, und alle waren nach demselben System gezeichnet. Durchgesehen hatte ich das Material von einer Woche. Nun war ich zu folgenden Schlüssen berechtigt: erstens: Es gibt

da nur einen Falschspieler. Zweitens: Der Falschspieler hat täglich nur ein gezeichnetes Spiel in Verwendung gebracht. Das ist auch erklärlich. Denn drittens: Er musste das vorbereitete Spiel selber auf das Taburett praktizieren und dafür ein anderes Spiel in seiner Tasche verschwinden lassen. Kein ganz leichtes Problem, ich gebe es zu, aber doch immerhin lösbar. Die jungen Herren erscheinen meist im Frack. Denn gewöhnlich haben sie entweder ein Diner hinter sich oder irgendeine andere gesellschaftliche Verpflichtung noch vor sich. Mit Hilfe eines Claque und eines seidenen Taschentuches, die unauffällig auf die Kartentasse gelegt und von dort wieder ebenso unauffällig weggenommen werden können, ist das Problem schon zu lösen. Bei drei Spielern hatte der Fälscher immer zwei Chancen, neben dem Taburett zu sitzen. Bei einiger lebenswürdigen Beflissenheit hatte er überhaupt alle Chancen für sich. Auf die Wahl der Plätze wird ja nicht geachtet. Es kommt auch nicht darauf an. Er konnte sogar noch einem der Partner gegenüber zuvorkommend sein und brauchte dann nur dem anderen wirklich zuzukommen.«

»Du warst von vornherein überzeugt«, fragte Grumbach, »dass es ein junger Mann sein müsse?«

»Ja. Einer von unseren alten gediegenen Firmenträgern lässt sich auf solche Dinge nicht ein. Da wäre doch zu viel auf dem Spiel gestanden. Nein, das musste ein leichtsinniges Früchtchen, irgendein verlorener Sohn sein.«

»So rücken Sie doch endlich mit Ihrer Enthüllung heraus, Dagobert!«, mahnte die Hausfrau ungeduldig.

»Gleich, meine Gnädigste«, erwiderte Dagobert ruhig und sah auf die Uhr. »Ich habe absichtlich ein wenig gezögert, weil ich jetzt eine Störung, einen kleinen Zwischenfall er-

warte. Punkt sieben Uhr! Es sollte mich doch wundern – ich muss sagen, eine Unpünktlichkeit würde ich in diesem Fall doch sehr übel nehmen.«

»Ja, was erwarten Sie denn?«, forschte Frau Violet neugierig.

»Ein kleines Lebenszeichen von dem Falschspieler.«

»Sie meinen doch hoffentlich nicht, dass er so freundlich sein wird, uns mit seinem Besuch zu beehren?«

»Das habe ich nicht verlangt.«

»Was sonst?«

»Ich habe ihm befohlen, heute Punkt sieben Uhr abends an den Herrn Präsidenten eine Buße von fünftausend Kronen zu senden. Ah, er scheint wirklich pünktlich gewesen zu sein. Was gibt es Neues, Peter?«

Die letzten Worte galten dem Diener, der eben eingetreten war. Es sei ein Dienstmann draußen mit einem Brief, den er Herrn Grumbach persönlich übergeben müsse. Der Mann wurde hereingelassen. Grumbach schnitt das ihm überreichte große und starke Kuvert auf. Es enthielt fünf Stück Tausendkronennoten und sonst keinerlei schriftliche Mitteilung, auch eine Adresse war auf dem Umschlag nicht.

»Wer schickt Sie?«, fragte Grumbach den Mann.

»Verzeih, lieber Freund«, fiel da Dagobert ein und wandte sich dann an den Boten. »Bezahlt sind Sie doch?«

»Jawohl, Euer Gnaden.«

»Dann können Sie gehen. Richten Sie aus: ›Es ist gut.« Sonst nichts. Adieu!«

Als der Dienstmann wieder draußen war, fuhr er fort: »Du musst schon entschuldigen, Grumbach, dass ich dir da da-

zwischengefahren bin, aber es ging nicht anders. Dabei bin nämlich auch ich beteiligt, und wenn das der Fall ist, muss ich wenigstens auf Fair Play halten. Ich habe dem Mann einige Verpflichtungen auferlegt. Die hat er erfüllt, zum Teil wird er sie noch erfüllen. Damit habe ich stillschweigend als Gegenleistung übernommen, ihn nicht zu verraten.«

»Mit Gaunern paktiert man nicht!«

»Das ist richtig. Dann hätte ich ihn aber kurzerhand der Polizei übergeben müssen. Das wolltest du nicht. Da musste also ein Ausweg gefunden werden. Jedenfalls geht es nicht an, einen Menschen, und sei es auch ein Verbrecher, für eine Sache doppelt zu strafen, ihn erst privatim zu brandschatzen und ihn dann auch noch dem Gericht auszuliefern. Das wäre nicht fair.«

»Wer ist denn nun aber der Unglücksmensch?«, fragte Grumbach erregt.

»Ja, wie soll ich das wissen?!«, antwortete Dagobert mit sehr unschuldiger Miene.

»Da hört doch alles auf – wer sonst?!«, rief Grumbach.

»Ich gebe dir mein Ehrenwort, Grumbach, dass ich es nicht weiß.«

Frau Violet sah mit offenem Mund zu Dagobert auf.

»Sie wissen es nicht, Sie geben Ihr Ehrenwort – und das soll ein Mensch glauben?! Und hier liegen die fünftausend Kronen! Ja, Dagobert Trostler, sind Sie von Sinnen?«

»Ach, die fünftausend Kronen, – die sollten nur eine sinnige Überraschung für Sie sein, meine Gnädigste. Sie sehen, ich denke immer an Sie. Im Übrigen bin ich wirklich kein Hexenmeister. Es geht alles sehr natürlich zu. Grumbach wollte den Übeltäter nicht kennen. Mir war es auch lieber, wenn ich seine persönliche Bekanntschaft nicht machen

musste und wenn ich eine persönliche Begegnung vermeiden konnte. Ich hätte ihn doch wenigstens ohrfeigen müssen. Das wäre das Mindeste gewesen, was mir geblüht hätte. Und – Sie begreifen – man regt sich nicht gern ohne Grund auf. Da habe ich es doch vorgezogen, an unserem Programm festzuhalten, den Mann nicht zu entlarven, den Skandal zu vermeiden und nur seinen weiteren Betrügereien einen Riegel vorzuschieben.«

»Und wie haben Sie das angestellt?«

»Es war kein besonderes Kunststück. Ich wusste, dass der Gauner die präparierten Spiele selber mitbringen müsse, und zwar zwei Spiele, da er gerüstet sein musste sowohl für französische Karten als auch für Tarock. Zur Verwendung bringen konnte er nur ein Spiel, und im Vornhinein konnte er nicht wissen, welches. Es schien mir nicht wahrscheinlich, dass er zwei Spiele bei sich am Leib tragen werde. In einem knappen, eleganten Salonzug hätte das doch leicht auffallen können. Ich begab mich also, als alles beim Spiel an der Arbeit war, in die Garderobe. Indem ich tat, als suchte ich meinen Überzieher, fuhr ich mit beiden Händen an allen dort hängenden Röcken herunter. Einen Diener, der mich hilfsbereit fragte, ob ich etwas suche, schnauzte ich so furchtbar grob an, dass er sofort spurlos verduftete. Dann fand ich auch, was ich suchte.«

»Ein Kartenspiel?«

»Ich fühlte es von außen, dass es ein Kartenspiel sei. Ich griff in die Tasche. Die Karten waren unter ein seidenes Taschentuch gesteckt, damit sie nicht etwa von außen gesehen werden konnten. Ich nahm die Karten an mich. Eine kurze Prüfung im Vorstandszimmer überzeugte mich, dass ich an den richtigen Mann, beziehungsweise an den richti-

gen Rock geraten war. Nun war die große Frage: Was tun? In Anbetracht aller Umstände entschied ich mich für folgenden Ausweg. Ich schrieb hastig einen Brief, den ich nun anstelle der Karten in jene Tasche steckte.«

»Was schrieben Sie in dem Brief, Dagobert?«, fragte Frau Violet gespannt.

»Ich kann ihn wörtlich zitieren: ›Die Beweise habe ich in der Hand. Zwei Bedingungen: 1. Sie werden den Klub nicht mehr betreten. 2. Der Präsident wird von Ihnen am nächsten Dienstag um sieben Uhr abends, pünktlich Fünftausend Kronen als wohltätige Spende für den Verein für entlassene Sträflinge zugeschickt erhalten.«

»Der Verein für entlassene Sträflinge!«, rief Frau Violet erfreut.

»Eine Buße musste ich ihm auferlegen, und ich entschied mich auf gut Glück für die genannte Summe, obwohl ich natürlich nicht wissen kann, wie viel er seinen Opfern abgenommen hat. Drei Tage ließ ich ihm Zeit, weil ich annahm, dass es ganz gut möglich sei, dass ein Spieler momentan kein Geld hat, dass er es sich aber in drei Tagen beschaffen kann, wenn es unbedingt sein muss. Daraus kann man sich bei Spielern schon verlassen.«

»Dagobert, Sie denken aber auch an alles!«

»Ich bin noch nicht fertig, Gnädigste. Unangenehme Folgen wollten wir ja vermeiden. Ich durfte also auch nicht nach den Opfern forschen, um ihnen etwa den Verlust ganz oder teilweise zu ersetzen. Dabei hätte ja die ganze Geschichte aufkommen müssen. Ich entschloss mich also, den Verein für entlassene Sträflinge zu bedenken. Aus zwei Gründen: erstens, um Ihnen eine Freude zu machen, da Sie doch eine der eifrigsten Vorstandsdamen des Vereines

sind, und zweitens, weil ich es nur für recht und billig hielt. Ich dachte mir nämlich, wenn der Mann schon das Geld hergibt, soll er wenigstens die Möglichkeit haben, einmal auch etwas davon zu haben.«

»Dagobert, Sie sind ein Humorist!«

»Indem ich ihm aber die Bedingungen stellte, habe ich einen Vertrag mit ihm geschlossen und mich meinerseits stillschweigend verpflichtet, ihn nicht, wenigstens nicht gleich zu verraten. Du siehst also, Grumbach, es wäre nicht loyal gewesen, den Dienstmann über den Absender auszuholen. Übrigens - verlass dich darauf - hätte es auch nichts genutzt. So klug war er jedenfalls, dass er nicht selber den Boten abgefertigt, sondern dass er sich einer unverfänglichen Mittelsperson bedient hat, deren Personalbeschreibung uns gar nichts nutzen würde.«

Grumbach hätte nun doch gern erfahren, wer der Betrüger sei, der den Klub geschändet hatte. Aber er wusste, dass Dagobert einen harten Schädel hatte und sich nicht nach Belieben weiter treiben ließ, als er gehen wollte. Im Innern war er doch sehr zufrieden über diese Art der Lösung, weil sie dem öffentlichen Skandal vorbeugte, der sonst unvermeidlich gewesen wäre.

Dagobert ließ sich einige Tage nicht blicken und kam erst wieder, um verabredetermaßen Frau Violet zu einer Soiree bei Eichstedt abzuholen. Grumbach, geschäftlich aufgehalten, wollte erst eine Stunde später nachkommen. Während der Fahrt kam Frau Violet wieder auf den Falschspieler zurück. Der Fall interessierte sie doch sehr.

»Dagobert«, begann sie, »ich glaube es nicht, dass Sie es nicht herausgebracht haben, wer es ist. Das kann Ihnen

doch keine Ruhe gelassen haben!«

»Ich habe es auch herausgebracht, meine Gnädigste, aber verraten Sie mich Ihrem Mann nicht.«

»Das ist lieb von Ihnen, Dagobert, dass Sie es mir sagen wollen.«

»Das habe ich nicht gesagt, und das werde ich auch nicht tun.«

»Ja, was soll ich denn nicht verraten?«

»Dass ich es weiß. Sonst setzt er mir doch zu, und es wäre nutzlos.«

»Warum wollen Sie es mir aber nun nicht sagen?«

»Es gibt ernste Gründe dafür, dass Sie es nicht erfahren.«

»Das verstehe ich nicht, Dagobert.«

»Ist auch gar nicht nötig, meine Gnädigste.«

»Aber wie Sie es herausgebracht haben, können Sie mir doch sagen.«

»O ja, schon damit Sie sich keine übertriebenen Vorstellungen von meiner Detektivkunst machen. Dazu bedurfte es keiner besonderen Schlauheit. Ich wusste, dass die Diener in der Garderobe den Mitgliedern und den ständigen Gästen immer dieselbe Nummer anweisen. Das ist ja sehr praktisch. Ich brauchte mich also nur zu erkundigen, wem die betreffende Nummer gehörte, an welcher der bewusste Überzieher hing.«

»So einfach?«, sagte Frau Violet ein wenig enttäuscht. Sie hatte sich die Sache viel romantischer vorgestellt. »Sagen Sie noch eins, Dagobert. Haben Sie nicht gefürchtet, dass Sie den Mann zum Selbstmord treiben könnten, als Sie ihm jenen Brief zusteckten?«

Dagobert zuckte die Achsel. »Ich hätte das für kein Unglück gehalten und mein Gewissen nicht beschwert ge-

fühlt.«

»Sie sind schrecklich, Dagobert. Er hätte aber auch Ihnen etwas antun können.«

»Ich hatte, was ich sonst nicht gern tue, anonym geschrieben. Hätte ich mich genannt, dann hätte ich ja auch nicht schweigen können.«

»Noch eins, Dagobert. Mussten Sie nicht annehmen, dass er auf Ihren Brief hin fliehen werde, und zwar, bevor er die hohe Summe als Buße erlegte?«

»Ich vermutete gleich, dass er nicht fliehen würde, und jetzt weiß ich es bestimmt. Er hat noch ein großes Geschäft vor, das er nur im äußersten Notfall im Stich lassen wird. Aber wir sind zur Stelle. Erlauben Sie, dass ich zuerst aussteige.«

Sie waren als die Ersten gekommen, aber bald strömten die Gäste herzu, und Frau Violet machte in ihrer entzückenden Art die Honneurs. Dagobert suchte die Baronin Gretl auf.

»Baronin Gretl!«, begann er. »Wollen Sie mir zwei Minuten schenken?«

»Mit tausend Freuden auch viel mehr, Herr Dagobert!« Sie nannte ihn auch Dagobert, wie die meisten Leute. Viele wussten nicht einmal, dass das gar nicht sein Zuname sei.

»Aber ungestört!«, fuhr er fort.

»Dann stellen wir uns in jene Fensternische.«

»Das ist mir nicht ungestört genug.«

»Dann kommen Sie mit in Papas Schreibzimmer. Dort können wir die größten Geheimnisse verhandeln.«

Im Schreibzimmer setzten sie sich zurecht, und Dagobert fuhr sich sorgenvoll mit der Hand über sein Petruschöpfchen, als er wieder begann: »Baronin Gretl, ich muss Ihnen

Schmerz bereiten.«

»Von Ihnen kommt nichts Schlimmes, Herr Dagobert.«

»Wollte Gott, dass Sie es leicht nähmen! Baronin Gretl, Sie interessieren sich für einen jungen Mann.«

»Ach Gott, Herr Dagobert, nun kommen auch Sie mir damit! Sie werden mir jetzt beweisen, dass er nichts hat. Das alles weiß ich schon, weiß es aus seinem Mund. Er denkt zu vornehin, um das zu verschweigen, und ich vielleicht, um mir etwas daraus zu machen!«

»Nein, Baronin, das wollte ich nicht. Ich bin kein Philister, und ich würde mich über Ihre Tapferkeit nur freuen. Sie haben es nicht nötig, sich von schäbigen Geldrücksichten bestimmen zu lassen.«

»Ich täte es auch nicht, wenn ich es nötig hätte, Herr Dagobert.«

»Brav gedacht, Baronin Gretl! Wenn der junge Mann auch nur brav und tüchtig und nebenbei ein hübscher Mensch ist ...«

»Ist er es vielleicht nicht?«, fragte Baronin Gretl lachend.

»O - er hat wunderhübsche Augen! Aber davon kann gar keine Rede sein, dass er Ihrer würdig wäre.«

»Was wollen Sie damit sagen?«

»Dass er vielleicht alles, aber nur kein anständiger Mensch ist.«

»Herr Dagobert, derlei muss man beweisen können!«

»Natürlich muss man das.«

»Dann beweisen Sie es!«

»Nein, Baronin, das will ich nicht. Es würde für Sie eine zu hässliche Erinnerung für das ganze Leben sein. Auch Ihr Vater soll es nicht erfahren. Er würde es immer als einen Schandfleck auf seiner Ehre empfinden ...«

»Herr Dagobert!«

»Als einen Schandfleck, dass ein solcher Mensch in seinem Haus ein- und ausgegangen ist.«

»Und das alles soll ich Ihnen aufs Wort glauben?!«

»Doch nicht ganz, Baronin. Wir wollen nur im allseitigen Interesse über die Qualitäten des jungen Mannes schweigen. Ich hoffe, Sie auch so überzeugen zu können.«

»Und wenn nicht?!«

»Dann rette ich Sie gegen Ihren Willen. Ich habe schon einmal einen Selbstmörder aus dem Wasser gezogen, der mich dann durchgeprügelt hat. Das kommt vor. Ich dulde einfach nicht, dass der Mann Ihnen noch einmal die Hand reicht, noch einmal das Wort an Sie richtet. Ich dulde es nicht. Ich will Ihnen sagen, was sich in der nächsten Viertelstunde begeben wird und was Ihnen als vollgültiger Beweis dienen mag. In dem Moment, wo man sich zu Tisch setzen wird, wird ein Diener jenem Herrn diesen Brief überreichen. Lesen Sie ihn Baronin.«

Baronin Gretl las:

Ich befehle Ihnen, die Gesellschaft sofort und ohne Gruß zu verlassen. Ich befehle Ihnen weiter, innerhalb der nächsten vierundzwanzig Stunden von Wien abzureisen und sich nie wieder in dieser Stadt blicken zu lassen, – sonst Polizei! Dagobert Trostler. Wien 1., Tuchlauben 2. I.

»Das ist entsetzlich!«, sagte Baronin Gretl tonlos, als sie fertig gelesen hatte. Sie war ganz blass geworden, und sie blickte ratlos und wie Hilfe suchend zu Dagobert auf.

»Glauben Sie, Baronin«, nahm dieser das Wort an sich,

»dass ein anständiger Mensch sich das bieten lässt? Wenn er noch einen Funken Ehre im Leibe hat oder den letzten Rest eines guten Gewissens, dann muss er mich auf der Stelle ohrfeigen – Sie sehen, ich habe voll unterschrieben –, oder er schickt mir unverzüglich seine Zeugen, und ich muss mich mit ihm schießen auf Leben und Tod. Nichts von alledem wird der Fall sein. Er wird sich lautlos davonschleichen wie ein verprügelter Hund.«

Baronin Gretl saß bleich und stumm da, aber sie drängte tapfer die aufschießenden Tränen zurück. Plötzlich leuchtete es in ihren Augen auf wie von Entschlossenheit.

»Gut«, sagte sie. »Wenn er sich das gefallen lassen muss, dann ist er ein verlorener Mensch!«

»Er ist verloren, Baronin, und er verdient kein Mitleid. Mich schmerzt es, dass ich Ihnen wehtun musste. Glauben Sie, dass ich handelte, wie ich als Ihr Freund und als der Freund Ihres Hauses handeln musste?«

»Ja, Herr Dagobert, das glaube ich.«

Die Ereignisse spielten sich genau so ab, wie Dagobert sie vorher verkündet hatte. Kalligrafierte Karten auf den Gedecken bezeichneten jedem seinen Platz an der Tafel. Dagobert hatte vorher eigenmächtig seine Karte zwischen die Plätze von Baronin Gretl und Baron André niedergelegt. Als man zu Tisch ging, überreichte ein Diener dem Baron André einen Brief, den dieser ungelesen in die Tasche steckte. Der Diener erlaubte sich, dem empfangenen Auftrag entsprechend, die untertänige Bemerkung zu machen, dass der Brief sehr dringlich sei und unverzüglicher Bescheid erwartet werde. Der Baron öffnete den Brief und durchflog ihn rasch. Dann neigte er sich vor, als wolle er das Wort an Baronin Gretl richten. Dagobert flüsterte ihm

leise, aber sehr bestimmt zu: »Allons donc – sans adieu!«

Der Baron richtete sich wieder auf und verließ schweigend das Gemach. Die Gesellschaft bemerkte seine Entfernung kaum, und das Fest nahm seinen weiteren ungestörten Verlauf.

Der große Unterschleif

Das schönste Zimmer im Palast der A. B. B. – man sagte immer und überall nur A. B. B., und doch wusste jeder sofort, dass damit die Allgemeine Bauunternehmens-Bank gemeint sei – war das Büro des Generaldirektors. Dieser, ein verhältnismäßig noch junger Mann von gewinnender Erscheinung, saß vor seinem mächtigen Schreibtisch und ordnete mit seinen wohlgepflegten und ringgeschmückten Händen die vor ihm aufgehäuften Briefe und sonstigen Schriftstücke.

Da öffnete sich, ohne dass vorher angeklopft worden wäre, die zum Vorzimmer führende Tür. Er hob den Kopf. Ein hübscher Kopf. Die ob der wohl nicht ungewohnten, in dieser Form aber ungebührlichen Störung erstaunt blickenden Augen waren blau, und selbst durch den augenblicklichen Unmut hindurch, der nun gerade aus ihnen sprach, hätte ein Menschenkenner und Beobachter einen Strahl von Güte und einer gewissen, beinahe künstlerischen Schwärmerie erkennen müssen. Das glänzende braune Haupthaar war gescheitelt, und zu diesem bildete der erheblich lichtere, ja entschieden blonde Vollbart einen ganz bemerkenswerten Kontrast.

Der Kopf, der nun zunächst bei der Tür hereingesteckt

wurde, war auch wohl geeignet, Aufmerksamkeit zu erregen. Es war ein Charakterkopf, der so die Mitte hielt zwischen faunischer und biblischer Erscheinung. Das von einem schwarzen Bart umrahmte volle Gesicht sprühte ordentlich von Freude am Lebensgenuss, während das Petruschöpfchen auf dem gelichteten Scheitel beinahe anlockte, genauer hinzusehen, ob nicht etwa der dazu gehörende Heiligenschein zu entdecken sei.

»Haben Sie ein halbes Stündchen für mich Zeit, Herr Ringhoff?«, fragte der Mann mit dem fehlenden Heiligenschein.

»Ah, Herr Dagobert Trostler!«, rief der Generaldirektor sich erhebend. Jede Spur des Unmuts war aus seinem offenen Gesicht geschwunden. »Ob ich Zeit habe? Für Sie immer, auch wenn Sie nicht mein gestrenger Verwaltungsrat wären. Welche Freude! Sie waren verreist, Herr Trostler?«

»Jawohl, mehrere Wochen, weit weg – sogar in Amerika!«

»Was Sie nicht sagen! Eine Vergnügungsreise, Herr Trostler?«

»Ja, es war recht vergnüglich, Herr Generaldirektor. Ich habe vieles gesehen.«

»Haben Sie sich auch den Yellowstone Park angesehen? Der soll ja hochinteressant sein.«

»Natürlich habe ich den auch besucht.«

»Da müssen Sie aber erzählen, Herr Trostler.«

»Dazu bin ich ja zu Ihnen gekommen, Herr Generaldirektor!«

Man richtete sich ein. Dagobert setzte sich an die Seite des Schreibtisches mit dem Rücken zum Fenster. Der Generaldirektor rückte ihm ein Zigarrenkistchen zurecht, aber Dagobert lehnte ab. Er habe als Raucher seine Eigenheiten. Er

sei einmal auf eine Sorte eingeschossen und von dieser gehe er nicht ab. Darum rauche er immer nur seine eigenen Zigarren. Tatsächlich habe er auch noch keine bessere Havana-Marke angetroffen. Der Generaldirektor möge nur versuchen und sich selbst überzeugen. Ringhoff bediente sich und forderte seinen Besuch neuerdings auf, zu erzählen.

»Es ist ein ganzer Roman, den ich Ihnen zu erzählen habe, und ich muss ein bisschen weit ausholen, aber die Geschichte wird Sie interessieren.«

»Mich interessiert alles, was Sie betrifft, Herr Trostler.«

»Danke schön. Sagen Sie mal, lieber Generaldirektor, haben Sie sich niemals darüber gewundert, wie ich eigentlich in die A. B. B. hereingekommen bin!«

»Warum soll ich mich nun darüber gewundert haben, Herr Trostler?«

»Aber ich verstehe doch nichts vom Bankwesen, das heißt – ich verstand nichts davon, hatte nicht die blasseste Ahnung. Jetzt natürlich, nach mehr als einem Jahr, habe ich mich ordentlich eingearbeitet.«

»Sie kamen zu uns wie die übrigen Herren Verwaltungsräte. Sie sind ein sehr vermöglicher Mann, Herr Trostler, und was das Sachverständnis betrifft, so haben Sie sehr bald alle übrigen Herren überflügelt. Zur Verwunderung lag für mich durchaus kein Anlass vor. Aber Sie wollten ja von Ihrer Amerikareise erzählen ...«

»Ich bin dabei, das gehört mit dazu. Sie sollen erst erfahren, wie und warum ich zur A. B. B. kam. Ich war immer der Meinung, dass jeder irgendeinen Sport betreiben sollte, und nun gar ein Mensch wie ich, der vollkommen frei und unabhängig ist, und nicht Kind und nicht Kegel hat. Ich

habe also gleich zwei große Passionen. Die eine ist die Musik. Ich weiß nicht, ob Sie von meinen Leistungen auf diesem Gebiet schon gehört haben ...«

»Gewiss habe ich davon schon gehört«, log der Generaldirektor verbindlich, »und – die andere?«

»Ja die andere – das ist ein ganz absonderlicher Fall. Ich bin Amateurdetektiv. Sie machen große Augen? Ich versichere Ihnen, – wenn man Passion für die Sache hat und etwas Vokation – es gibt nichts Interessanteres.«

»Mit der ersten Liebhaberei war bei uns nicht viel zu machen.«

»Wohl aber mit der zweiten! Sie erinnern sich ja der Geschichte, – wie sollten Sie nicht! Man hatte die A. B. B. gegründet und sich dazu als Präsidenten meinen Freund Grumbach geholt, der zugleich Präsident des Klubs der Industriellen ist. Das ging nun ein Jahr lang ganz gut, und dann, Sie wissen ja, verschwand der Kassierer und mit ihm drei Millionen Kronen.«

»Es war ein furchtbarer Schlag!«

»Mein Freund Grumbach, er ist mein intimster Freund, hat in gewissen Dingen Pech. Er hatte, kaum warm geworden als Klubpräsident, auch so eine unangenehme Geschichte. Damals kam er zu mir und ich habe ihm herausgeholfen. Das könnte ich Ihnen eigentlich auch erzählen. Es war eine ganz feine Gaunerei. Aber das würde uns doch zu weit führen. Dieses Mal kam er also auch wieder. Wenn einer helfen könnte, so sei ich es. Ich ließ mir den Fall genau auseinandersetzen, aber es gab nicht viel zu erzählen. Die Bücher waren scheinbar in bester Ordnung, aber der Kassierer und das Geld verschwunden. Zudem hatte der Kassierer bereits einen Vorsprung von reichlich zwei Wochen.«

»Ich erinnere mich leider nur zu genau.«

»Er hatte unbehelligt seinen vertragsmäßigen Urlaub angetreten, und als dann der große Unterschleif aufkam, war jede Spur seines Erdenwallens verwischt. Nun sollte ich ihn suchen.«

»Das war allerdings viel verlangt!«

»Grumbach hat in solchen Dingen einen harten Schädel. Von einer Anzeige bei den Behörden wollte er durchaus nichts wissen, und ich konnte ihm in diesem Fall nicht einmal Unrecht geben. Drei Millionen – das ist allerdings ein kolossaler Betrag, aber der Diebstahl musste eine Bank mit sechzig Millionen eingezahltem Kapital nicht gleich zugrunde richten. Wohl aber hätte das schwindende Vertrauen sie zugrunde richten müssen, wenn es ruchbar geworden wäre, dass schon nach kurzem Bestand derlei möglich gewesen sei.«

»Das war auch meine Meinung, Herr Trostler.«

»Ich weiß. Auf Antrag des Präsidenten beschloss also der Verwaltungsrat, die fatale Geschichte vollkommen geheim zu halten, den Fehlbetrag auf die Verwaltungsräte zu repartieren und aus Eigenem zu ersetzen.«

»Es war schließlich doch der beste Ausweg.«

»Jawohl. Also nun sollte ich helfen. Ich überlegte. Zunächst musste ich einen vollkommen klaren Einblick in das Getriebe der A. B. B. gewinnen. Ich dachte daran, mich zu diesem Zweck als Beamten anstellen zu lassen, verwarf aber die Idee sehr bald. Dazu konnte und wusste ich zu wenig, und das hätte mich sehr schnell auffällig oder verdächtig gemacht. Ich ließ mich also als Verwaltungsrat kooptieren. Der macht sich nicht auffällig, wenn er nichts weiß und nichts kann.«

Der Generaldirektor schmunzelte diskret zu dieser satirischen Bemerkung und äußerte leichthin: »Dann waren Sie ja eigentlich nicht sowohl als Verwaltungsrat, denn als Detektiv bei uns tätig?«

»Natürlich!«

»Sie werden es begreiflich finden, Herr Trostler, dass es mich einigermaßen verstimmen muss, dass man mir davon nicht ein Sterbenswörtchen gesagt hat!«

»Mein lieber Herr Generaldirektor, wenn die Katze darauf ausgeht, Mäuse zu fangen, da wird sie sich nicht erst eine Schelle um den Hals binden. Kein Mensch außer dem Präsidenten hat davon gewusst, und Sie sind nun der Erste, dem ich die offenherzigen Mitteilungen mache – wenn Sie's überhaupt interessiert, was ich ja nicht wissen kann.«

»Es interessiert mich sehr!«

»Dann will ich also weiter erzählen von meiner – Amerikareise. Ich musste mich also erst ordentlich einarbeiten bei uns. Das hat sich gemacht, nicht schlecht gemacht, wie Sie zu bezeugen die Güte gehabt haben, Herr Generaldirektor.«

»Ich kann nur sagen, dass Sie die Seele unserer Verwaltung geworden sind, Herr Trostler.«

»Besten Dank, Herr Generaldirektor. Ein solches Urteil von so kompetenter Seite muss mich stolz machen. Meine erste Sorge musste also darauf gerichtet sein, die Wiederholung solcher Ereignisse unmöglich zu machen. Sie begreifen, dass solche Wiederholungen auf die Dauer doch ein wenig ermüdend wirken müssten.«

»Ich begreife vollkommen.«

»Das ist gelungen. Ich darf sagen, dass die Kontrolleinrichtungen der A. B. B. jetzt geradezu mustergültige und

schulbildende geworden sind.«

»Sie sind es und werden überall anerkannt und nachgeahmt.«

»Meine weitere Sorge war dann die Nachforschung nach dem verschwundenen Kassierer, und was eigentlich noch wichtiger war, nach dem verschwundenen Geld. Keine leichte Sache. Der Mann war spurlos verschwunden und dann – der Vorsprung! Alle Bemühung schien von Haus aus aussichtslos.«

»Und haben Sie wirklich einen Erfolg gehabt?«

»Mein Gott, ich bin zufrieden. Man konnte mir auf meinen Wunsch eine Fotografie des Verschwundenen und mehrere Schriftproben zur Verfügung stellen. Das war nicht viel, nicht wahr? Aber was will man machen, wenn man nicht mehr hat?! Dann – Sie dürfen mich aber nicht auslachen, Herr Generaldirektor! – wandte ich mich an eine Auskunftfei um eine Information über den abgängigen Herrn Josef Benk.«

»Da war allerdings für den vorliegenden Fall voraussichtlich wenig zu holen.«

»Ich gebe es zu und habe es auch im Voraus gewusst, aber ich erfuhr doch einige Einzelheiten, mit deren Erhebung ich mich sonst selbst hätte beschäftigen und aufhalten müssen und die doch notwendig waren zu meinen weiteren Erhebungen. Die Auskunft war eine glänzende: Josef Benk Ritter von Brenneberg – von seinem Adelstitel hatte er keinen Gebrauch gemacht und in der Bank hatte man nichts davon gewusst – gewesener Offizier, höchst ehrenhafter Charakter, unbedingt verlässlich ...«

»Dafür hatte er auch bei uns immer gegolten bis ...«

»Ich weiß. Damit war also nicht viel anzufangen, immer-

hin gab es doch einige Details, an welche ich weitere Nachforschungen anknüpfen konnte. Nun dachte ich an Isouards kriminalistische Grundregel: *Cherchez la femme*. Sie dürfen mich wieder nicht auslachen, Herr Generaldirektor. Das ist ja wirklich ein Gemeinplatz, und jeder Laie würde sich seiner erinnern, aber das spricht doch nicht gegen seine Stichhältigkeit. Tatsächlich ist es für kriminalistische Untersuchungen sehr häufig von Belang, nach den Beziehungen zum Ewigweiblichen zu forschen. Glauben Sie mir, Herr Generaldirektor. Ich bin zwar nur Amateurdetektiv, nehme aber für mich die Erfahrungen eines Professionals in Anspruch. Ich meine nicht, dass immer das Weib die Anstifterin des Verbrechens sein müsste oder dass gerade um des Weibes willen die meisten Verbrechen begangen werden, ich vertrete nur die Ansicht, dass das weibliche Element für viele Verbrecher das Siegfriedsche Lindenblatt bedeutet. Sie verstehen mich doch, Herr Generaldirektor. So etwas wie die Achillesferse oder den Kürassfehler, es weist auf die Stelle hin, wo sie sterblich sind. Es ist Ihnen doch klar?«

»Vollkommen.«

»Ich glaube da entschieden im Recht zu sein. Simson wäre nie zu bändigen gewesen, wenn er sein Haupt nicht in Delilas Schoß gebettet hätte.«

»Und haben Sie, Herr Trostler, jene so wichtigen weiblichen Beziehungen auch in diesem Fall aufgespürt?«

»Aber natürlich! Der Flüchtige hatte eine Braut zurückgelassen – alle Achtung! Eine Bürgerschullehrerin – das reizendste Persönchen, das Sie sich vorstellen können; die verkörperte Anmut, Klugheit und Ehrenhaftigkeit. Kein Mensch auf der Welt hätte besser wählen können.«

»Und die hat er schnöde im Stich gelassen?«

»Nicht doch! Es war abgemacht, dass sie nachkommen solle, sobald er sich drüben eine geregelte Existenz eingerichtet haben werde.«

»Und hat man von ihm wieder etwas gehört?«

»Er hat sich eine vollständig geordnete Existenz aufgebaut. Diese Angelegenheit ist vollkommen glatt erledigt. Mir war es vergönnt, ihm die reizende Braut zuzuführen – es ging doch nicht an, sie die weite Reise über das Meer allein machen zu lassen –, und ich hatte die Ehre bei ihrer Vermählung als Beistand zu fungieren.«

Der Generaldirektor erhob sich.

»Verzeihen Sie, Herr Trostler«, sagte er lächelnd, »wenn ich Ihre Erzählung einen Augenblick unterbreche. Ich will nur rasch in der Buchhaltung einen Auftrag geben, um dann ganz ungestört Ihrem interessanten Bericht folgen zu können.«

»Sie bemühen sich umsonst, Herr Generaldirektor«, erwiderte Dagobert ruhig sitzen bleibend. »Dort kommen Sie nicht durch. Im Nebenzimmer sitzen nämlich auch zwei Detektive, und zwar wirkliche Detektive der Polizei und nicht armselige Amateure wie ich. Unnötig zu sagen, dass auch auf der anderen Seite – im Vorzimmer – ebenfalls zwei sitzen. Die sorgen schon dafür, dass wir völlig ungestört bleiben. Sie haben strikten Auftrag, niemanden hereinzulassen. Es kann aber auch – außer mir – niemand dieses Zimmer verlassen, ohne sofort festgenommen zu werden. Wollen Sie es darauf ankommen lassen, Herr Generaldirektor?«

»Nein. Was wollen Sie von mir?«

»Ich will vor allen Dingen Ihnen gegenüber volle Aufrich-

tigkeit walten lassen. Nicht, um mir dadurch auch Ihre Aufrichtigkeit zu erschleichen. Meine Position wäre eine sehr schlechte, wenn ich auf sie angewiesen wäre. Ich brauche sie nicht. Was ich will, ist nur, Ihnen die Überzeugung beizubringen, dass ich Sie mit eisernen Klammern festhalte, so fest, als steckten Sie in einem Schraubstock. Erst wenn Sie davon völlig überzeugt sind, kann ich auf jene Entschließung Ihrerseits rechnen, die meines Erachtens noch einzig möglich und vernünftig ist, und die ich noch brauche.«

»Welche Entschließung?«

»Darauf kommen wir gleich, erst muss ich Sie noch besser überzeugen. Sie gestatten mir ja, mich kurzzufassen. Ich habe mich bei Frau von Benk als Zimmerherr einquartiert. Das ist die Mutter unseres gewesenen Kassierers, die Witwe eines Oberstleutnants. Sie lebt in engen Verhältnissen, aber es ist ein durchaus ehrenhaftes, moralisch reinliches Milieu. Wie kein Meister, so fällt auch kein Verbrecher vom Himmel. Ich war ordentlich aus der Kontenance gebracht, und meine Hoffnung, da den Schlüssel zu einer verbrecherischen Tat zu finden, ward stark heruntergedrückt. Ich hatte mich für einen Klavierlehrer ausgegeben und führte ein sehr solides und häusliches Leben, um mir das Vertrauen der Damen zu erwerben. Der Damen, denn Benks Braut, Fräulein Ehlbeck, kam täglich zu Besuch und gehörte sozusagen zum Haus. Das gelang mir denn auch ohne besondere Schwierigkeit. Ich hatte die Vorsicht gebraucht, gleich bei meinem Einzug die Bemerkung fallen zu lassen, dass ich nur einige Monate zu bleiben gedenke, bis ich mir genug zusammengespart hätte, um meinen Plan der Übersiedlung nach Amerika ausführen zu können. Diese harm-

lose Andeutung traf ihr Ziel. Sowohl Fräulein Ehlbeck, mit der ich sehr viel vierhändig spielte, als auch die Mutter kamen immer wieder auf das Thema Amerika zurück. Ich ging systematisch vor. Ich sandte von Zeit zu Zeit durch Postanweisung verschiedene bescheidene Beträge an meine Adresse, angeblich Honorar für meine Lektionen, und bat Frau von Benk sie für mich aufzuheben. Das Geld sei bei ihr besser aufgehoben als bei mir, und ich wolle es zusammenhalten für die Reise. Von dem flüchtigen Sohn war nie die Rede, aber es war auch nie ein Symptom von Angst oder Heimlichkeit wahrzunehmen. Etwaige Gewissensqualen waren da entschieden nicht vorhanden, und es war klar, von einer Mitwisserschaft oder gar Mitschuld konnte da nicht die Rede sein. Aber es scheint, Herr Generaldirektor, dass meine Rede Sie angreift. Soll ich Ihnen vielleicht ein Glas Wasser einschenken?«

»Ich danke Ihnen, Herr Trostler, vollenden Sie, und bitte machen Sie es kurz!«

»Ich werde es kurz machen. Endlich traf ein, worauf ich lange gewartet hatte, – ein Brief aus Amerika. Sie können es sich denken, dass ich ein scharfes Auge auf die Briefträger hatte. Ich sah den Umschlag und erkannte die Schrift. Den Brief hätte ich leicht stehlen oder heimlich lesen können. Derlei tue ich nicht. Man hat seine Grundsätze. Fremde Briefe waren mir immer ein Heiligtum. Ich erbat nur die Briefmarke für meine Sammlung. Natürlich war es mir nur um den Poststempel zu tun, und da fand ich bestätigt, was ich ohnedies schon wusste. Ich hatte ja längst schon die Adresse, die auch Sie sehr genau kennen, Herr Generaldirektor: Mr. Brenneberg, 1400 Second Avenue South, Minneapolis, Minnesota, USA.«

Der Generaldirektor wurde bei diesen Worten noch blässer. Mit einer plötzlichen verzweifelten Aufraffung steckte er den Schlüssel in seine Schreibtischlade, um sie aufzureißen.

»Nur keine Unbesonnenheit, Herr Generaldirektor!«, rief ihm Dagobert zu. »Lassen Sie die Lade ruhig geschlossen. Sie kann Ihnen nichts helfen. Sie haben dort einen Revolver, und ich habe die Hand in der Tasche und in der Hand auch einen Revolver. Ich würde entschieden geschwinder sein, und außerdem – Ihr Revolver *war* geladen, meiner *ist* es. Ich hatte mir nämlich erlaubt, bei meiner Inspektion die Kammern für alle Fälle zu entleeren und die Patronen zu mir zu stecken.«

»Sie haben mit Nachschlüsseln gearbeitet!«

»Natürlich! Sogar zu Ihrer großen Kasse habe ich mir die Duplikate der Schlüssel verschafft.«

»Wissen Sie, dass das infam ist! Und das hat Grundsätze und rührt keine fremden Briefe an!«

»Regen wir uns nicht auf, Herr Generaldirektor. Die Aufregung kann nur schaden, und ich bin kein Freund von dramatischen Szenen außerhalb der Bühne. Sie müssen doch selbst sehen, wie Sie sich damit schaden. Diese Aufwallung, mit der Sie da nach dem Revolver greifen wollten, war doch eine Anwandlung von Schwäche, die Ihrer entschieden nicht würdig war. Verlieren Sie doch nur die Ruhe nicht. Sie gehören ja zu den großen Dieben, die man laufen lässt, laufen lassen muss, – leider! Sie glauben mir doch, dass ich das ehrlich bedaure?«

»Weiter, kommen wir zum Schluss!«

»Ich bin schon dabei. Erst wollte ich Ihnen nur noch zwei-erlei sagen: Erstlich, dass Sie infolge meiner freundlichen

Bemühungen schon längst hinter Schloss und Riegel säßen, wenn es nicht das Interesse der A. B. B. erforderte, dass Ihre Gaunerei – Sie haben doch nichts dagegen, dass ich mir in diesem Stadium kein Blatt mehr vor den Mund nehme – nicht an die große Glocke gehängt werde. Aber ausgeschlossen ist natürlich auch das nicht, wenn unsere Unterhandlungen hier nicht zu dem gewünschten Ziel führen sollten. Und zweitens: Man hat allerdings seine Grundsätze, und ich werde tatsächlich nie etwas Ungesetzliches oder auch nur Ungehöriges tun. Es ist aber weder ungesetzlich noch ungehörig, dass der Herr die Sachen eines untreuen Dieners durchsucht, mein Herr Generaldirektor! Der Präsident war bei der Durchsuchung zugegen.«

»Vollenden Sie!«

»Viel habe ich nicht gefunden. Dass Sie die Zeugnisse Ihrer unreinlichen galanten Abenteuer lieber in Ihrem Büro aufheben als im Bereich Ihrer Frau, das begreift sich, das geht uns nicht an. Also nicht viel, aber doch zwei wertvolle Fingerzeige. Erstens die bereits erwähnte Adresse und zweitens der Nachweis Ihrer Verbindung mit der Nationalbank unter dem Decknamen Ihrer Frau Schwiegermama.«

»Das ist kein Deckname. Das Geld gehört tatsächlich ihr!«

»Es wäre schlimm für uns, wenn es so wäre, aber es ist nicht so. Sehen Sie, Herr Generaldirektor, ohne es zu wollen, haben Sie mir zu einer von mir selbst nicht gewollten Karriere verholfen. Erst musste ich Verwaltungsrat werden, und dann wurde es unbedingt nötig, dass ich Zensor der Nationalbank wurde. Mit der mächtigen Hilfe unseres Präsidenten ging auch das. Ich musste es werden, um ganz genauen Einblick zu gewinnen. Mir können Sie also jetzt keine Romane über Ihre Frau Schwiegermama erzählen.

Schließlich werde ich, und zwar heute noch, sogar Generaldirektor werden, aber nur für so lange, bis wir einen geeigneten Ersatz für Sie gefunden haben werden.«

»Sie tun immer, als wenn ich defraudiert hätte. Das werden Sie mir doch erst beweisen müssen!«

»Aber, lieber Generaldirektor – es ist wahrscheinlich das letzte Mal, dass ich Sie so nennen darf –, begreifen Sie denn Ihre Situation noch immer nicht? Ich kann Ihnen mit wenigen Worten verraten, wie Sie es angestellt haben. Sie kannten Benk von früher her und wussten, dass es die Sehnsucht seines Lebens war, sich in Amerika, in der Atmosphäre der Freiheit, einen Wirkungskreis zu schaffen. Als er seine Bücher abgeschlossen hatte und seinen Urlaub antreten wollte, boten sie ihm sechzigtausend Kronen dafür, dass er spurlos verschwinde. Ein Makel könne auf seinen Namen nicht fallen, da er doch die Kasse in voller Ordnung übergeben und sein Absolutorium in der Tasche habe. Sein Verschwinden werde zwar Bestürzung aber sonst keinerlei Nachteil hervorrufen. Für Sie würde die Bestürzung von unermesslichem Vorteil zur Befestigung Ihrer Stellung sein. Denn Sie seien dann der Einzige, der für den weiteren ungestörten Gang der Maschine sorgen könne, und damit sei Ihre Unentbehrlichkeit eklatant dokumentiert. Das sei Ihnen das Opfer wert. Benk ließ sich überreden, umso eher, als Sie ihn schon von der Schule her kannten. Sie duzten sich ja auch, nur freilich auf Ihren Wunsch in der Bank nicht.«

»Es ging einfach nicht – der anderen Beamten wegen.«

»Ich begreife. Nun konnte also der große Coup von Ihnen gewagt werden. Sie fühlten sich sicher. Der Verdacht würde doch auf den verschwundenen Kassierer fallen. Sie

konnten wissen oder doch mit gutem Grund annehmen, dass man aus Scheu vor dem öffentlichen Skandal von der gerichtlichen Anzeige absehen werde. Übrigens hatten Sie auch für diesen Fall Ihre Maßnahmen getroffen. Soll ich Sie Ihnen rekapitulieren?«

»Ich danke, ich verzichte.«

»Gut, so will ich nur andeuten, dass ich unter anderen auch bei der H. A. P. A. G. – das ist die Hamburg-Amerikanische Paketboot-Aktiengesellschaft – einiges erhoben habe. Ich habe mir die Nummer der Kajüte notiert, die Sie auf der *Kolumbia* gemietet hatten. Die Urlaubsverhältnisse hätten Ihnen hinlänglich Zeit zu dem wünschenswerten Vorsprung gewährt.«

»Was wollen Sie nun von mir?«

»Eine Kleinigkeit, Ihre Unterschrift. Sie haben das durch Vollmacht ausgewiesene Verfügungsrecht über das Depot Ihrer *Schwiegermama* bei der Nationalbank. Das Depot reicht gerade aus, um den Schaden der A. B. B. zu decken. Diese Vollmacht werden Sie auf mich übertragen. Hier ist das vollständig adjustierte Schriftstück, Sie brauchen nur Ihren werten Namen darunter zu setzen.«

»Das werde ich nicht tun!«

»Wie Sie glauben, – genötigt wird nicht. Ich wollte Ihr Bestes, und nur wenn Sie sich selbst davon überzeugt haben, sollen Sie unterschreiben, sonst nicht. Die Verhältnisse haben sich nämlich zu Ihren Ungunsten verschoben, geehrter Herr. Alle Vorkehrungen zur Sicherung jenes Depots sind getroffen, falls Sie sich wirklich weigern sollten. Sie müssten sich nämlich klar machen, dass die A. B. B. jetzt keine Ursache mehr hat, die gerichtliche Anzeige zu scheuen. Der etwaige üble Eindruck der Nachricht von dem gro-

ßen Unterschleif würde durch die Tatsache paralyisiert werden, dass man nicht nur deren Urheber prompt erwischt, sondern auch für die sofortige Wiedergutmachung prompt gesorgt hat. Nun – was meinen Sie?«

Der Generaldirektor unterschrieb. Dagobert fertigte einen im Vorzimmer des Auftrages harrenden Vertrauensmann mit dem Schriftstück ab.

»Nur noch zwei Minuten«, nahm er dann wieder das Wort. »Die Nationalbank ist ja gleich daneben. Inzwischen kann ich Ihnen ja sagen, dass es eine sinnige Überraschung für unseren Herrn Präsidenten sein wird, eine unschuldige Freude, die er nicht erwartet hat. Denn ich habe weder ihm noch sonst jemandem von dem Fortgang meiner Bemühungen berichtet. Ich liebe es, mit fertigen Tatsachen zu kommen. Man hat so seine Eigenheiten!«

Nach wenigen Minuten ertönte wirklich ein Signal vom Telefonapparat am Schreibtisch her. Der Generaldirektor legte die Hörmuschel ans Ohr.

»Die Nationalbank«, meldete er, »ich verstehe aber nicht – , der Mohr kann gehen – Schluss!«

»Ganz richtig!«, rief Dagobert. »Das ist das Schlagwort, das ich mir bestellt habe zur Bestätigung, dass alles in Ordnung sei. Und jetzt, Herr Ringhoff, sind Sie Generaldirektor – gewesen! Erlauben Sie nur, dass ich die Türen öffne. Damit ist die Überwachung aufgehoben.«

Ringhoff nahm seinen Hut, verneigte sich und verließ die A. B. B., um sie nie wieder zu betreten.

Anonyme Briefe

Seit einiger Zeit wurde Andreas Grumbach, der Präsident des Klubs der Industriellen, durch häufig wiederkehrende anonyme Briefe behelligt, die indessen ihren Zweck nur in recht unvollkommenem Maße erfüllten. Andreas Grumbach zählt, vermöge seines Reichtums, seines Ansehens in geschäftlichen Kreisen und seiner gesellschaftlichen Stellung zu den Großen dieser Welt, und diese lassen sich durch Briefe so leicht nicht ins Bockshorn jagen. Wenn man täglich seine hundert und mehr Briefe empfängt und durchfliegt, so wird man bald doch recht abgestumpft, und mancher Absender würde sehr enttäuscht sein in seinen Erwartungen und etwaigen Hoffnungen, wenn er selber sähe, wie wenig tief die moralische Wirkung geht, die er mit seinem Schreiben zu erzielen gedachte. Da ist keine Spur mehr von jenen Gemütsbewegungen, welchen der beim Anblick eines Briefträgers unterworfen ist, der alle heiligen Zeiten einmal einen Brief erhält.

Andreas Grumbach kannte die Briefe bald. Es war immer dasselbe eigentümliche Papier und sie wiesen immer dieselbe eigentümliche steile Handschrift auf, und er warf sie nun immer uneröffnet in den Papierkorb. Damit wäre die Sache abgetan gewesen. Es kam aber etwas dazu, was den Fall einigermaßen komplizierte. Auch Grumbachs Gemahlin wurde mit derartigen Briefen förmlich überschüttet und sie brachte ihnen gegenüber nicht dieselbe kühle Philosophie auf, wie ihr Mann. Sie war unglücklich, weinte viel, wurde nervös und getraute sich gar nicht mehr unter die Leute. Alles Zureden half nichts. Sie kam aus den Erregungen gar nicht mehr heraus, sie hatte keine frohe Stunde

mehr und ihr Leben war geradezu zerstört.

Auch Frau Grumbach nahm eine hervorragende Stellung in der Gesellschaft ein und sie war auf sie ängstlicher bedacht, als es wohl unumgänglich nötig gewesen wäre. Denn niemand dachte daran, sie zu bestreiten oder gar zu untergraben; aber in ihr selbst wirkte noch ein Gefühl der Unsicherheit. Sie war die kleine Schauspielerin Violet Moorlank, als Grumbach sie nahm, und daher noch die Unsicherheit. Nie hatte sich zwar die üble Nachrede an sie herangewagt, aber die heimliche Angst, dass die Gesellschaft sie nicht werde anerkennen und für voll nehmen wollen, war sie doch niemals ganz los geworden. Diese Angst war nun ganz überflüssig; denn ihres Gatten Ansehen war gefestigt und stark genug, um auch ihre Stellung zu einer durchaus unangefochtenen zu machen, aber sie bestand einmal, war nie ganz auszutilgen und wurde nun natürlich maßlos gesteigert durch jene infamen Briefe mit ihrem tückischen, hämischen und unsäglich gemeinen Inhalt.

Da entschloss sich denn Andreas Grumbach, doch alles daranzusetzen, um der Sache womöglich ein Ende zu machen. Er hatte ja seinen Freund Dagobert Trostler, den gedienten Lebemann, dessen große Passion es war, sich in der ihm reichlich zugemessenen Zeit der Muße als Amateurdetektiv zu betätigen. Der hatte ihm schon in manchen schwierigen und heiklen Fällen mit seiner Findigkeit und Kunst der Kombination wesentliche Dienste geleistet, er würde sicherlich auch da Rat schaffen können.

Dagobert war Hausfreund bei Grumbachs, und als sie nun wieder einmal zu dritt bei Tisch saßen, setzte ihm Grumbach den Fall auseinander, indem er ihm zunächst nur von jenen Briefen sprach, die ihm gesandt worden wa-

ren.

»Also das ist es, Frau Violet!«, entgegnete Dagobert, sich an die Hausfrau wendend. »Wissen Sie, Gnädigste, dass ich schon ernstlich böse war auf Sie! Sie haben einen Kummer und halten ihn geheim vor mir, sagen mir kein Sterbenswörtchen. Gehört sich das?«

»Wer spricht denn von mir?«

»Wir sprechen nur von Ihnen. Ihr Mann ist ein – Mann und ein Mann setzt sich leicht über gewisse Bübereien hinweg. Ich müsste mich aber schlecht verstehen auf die Psychologie jener anonymen Bestien, wenn ich annähme, dass sie sich damit begnügten, nur den Mann zu quälen, wo sich ihnen eine so schöne Gelegenheit darbietet, auch die Frau zu malträtieren. Das ist ja immer noch das dankbarere und sicherere Unternehmen.«

»Dagobert, vor Ihnen kann man wirklich nichts geheim halten!«, entgegnete Frau Violet. »Nun denn – ja; ich werde malträtirt mit diesen fürchterlichen Briefen, und sie werden mich noch zur Verzweiflung treiben.«

»Es war mir nach den Andeutungen Ihres Mannes nicht schwer, Ihrem Kummer auf den Grund zu kommen. Dass ein Kummer bestand, wusste ich und habe ich Ihnen längst angesehen. Da Sie aber fortgesetzt schwiegen, durfte ich nicht fragen. Wollen Sie mir die Briefe zeigen?«

»Nicht um die Welt!«

»Ich begreife; sie sind zu unflätig, aber schließlich – es wird doch nötig sein, wenn wir versuchen wollen, den Täter oder – die Täterin zu entdecken.«

»Die Täterin? So schreibt keine Frau!«

»Hüten wir uns vor vorgefassten Meinungen! Sie kennen meine Anschauungen, Frau Violet. In allem Guten und

Großen stelle ich die Frau höher als den Mann; in allem Bösen, oder sagen wir lieber in aller Bosheit stelle ich sie tiefer. Jedenfalls geben Sie mir die Briefe, und zwar alle, die Sie haben. Grumbach hat seine weggeworfen. Das war übereilt und ist sehr schade. Je mehr Material ich habe, desto eher kann ich hoffen, eine Spur zu entdecken.«

Frau Violet brachte die Briefe, einen ganzen Stoß, wohl an sechzig oder achtzig Stück.

»Sie dürfen sie aber nicht in meiner Gegenwart lesen«, verwarnte sich Frau Violet, »ich müsste vor Scham in die Erde sinken.«

»Ich werde sie zu Hause studieren«, beruhigte sie Dagobert. »Untersuchen wir also hier zunächst nur einige Äußerlichkeiten. Die Briefe sind alle vollkommen gleichförmig. Resedagrünes Papier mit der Ambition elegant zu sein, und dabei doch nur eine billige und schlechte Imitation des gediegenen geschöpften holländischen Büttenpapiere – leider!«

»Warum – ›leider‹, Dagobert?«

»Weil ich schon im Stillen gewisse Hoffnungen gehegt hatte. Ich hatte nämlich schon einmal einen Fall mit anonymen Briefen. Der war aber kinderleicht. Der Vorliegende scheint weitaus schwieriger zu sein.«

»Was war das für ein Fall? Das müssen Sie erzählen, Dagobert!«

»Mit Vergnügen, meine Gnädigste, aber vorläufig wollen wir bei der Sache bleiben. Alles deutet darauf hin, dass der Absender oder die Absenderin mit großer Vorsicht arbeitet. Die Schrift nämlich lässt einen Schluss auf das Geschlecht nicht zu. Ich darf das sagen; denn was in Sachen der Grafologie durch Studium und Beobachtung zu erlernen ist, das

habe ich zu lernen mich redlich bemüht.«

Dagobert prüfte die Adressen mit einer Taschenlupe und dachte dann intensiv nach. Dabei drehte er ganz in sich versunken an seinem Petruschöpfchen, dass es sich bald in die Höhe reckte, fast wie der Schopf eines Clowns.

»Da geht Männliches und Weibliches durcheinander, dass man förmlich verrückt werden könnte«, sagte er vor sich hin. »Das ist entweder ein sehr männliches Frauenzimmer oder ein weibischer Mann. Haben Sie gar keinen Verdacht, Frau Violet?«

»Nicht die leiseste Ahnung!«

»Auf die Grafologie dürfen wir hier also keine besonderen Hoffnungen setzen. Bei verstellter Handschrift – und hier ist sie mit System und Konsequenz verstellt – muss sie versagen. Hier können wir nur annehmen, dass die Hand, die das schrieb, für gewöhnlich eine schräge Schrift schreibt. Das ist alles. Durch die steile, aufrechte Stellung hier ist der Schriftcharakter natürlich völlig verändert, und es ist sehr die Frage, ob die Briefe mir genügende Anhaltspunkte bieten werden, den Originalcharakter zu rekonstruieren.«

»Sie haben also keine Hoffnung, Dagobert, den Schurken zu entlarven?«

»Der Fall interessiert mich, und ich werde mir Mühe geben. Vor allen Dingen muss ich das Material studieren. Es wäre ja auch möglich, dass aus dem Inhalt der Briefe, aus dem Stil, aus einzelnen Wendungen, aus der Orthografie Anhaltspunkte zu gewinnen wären. Im Vorhinein lässt sich da gar nichts sagen. Wie vorsichtig gearbeitet wird, das können Sie beispielsweise aus den Poststempeln ersehen. Da sehen Sie, fast jeder Brief trägt einen anderen Stempel.

Hier Postamt 66, hier Postamt 125, hier Postamt 13, 47, 59 – die Briefe wurden auf weiten Spaziergängen oder Spazierfahrten aufgegeben. Da geht es freilich nicht an, ein bestimmtes Postamt oder einen bestimmten Briefkasten zu überwachen.«

»Sie haben also wirklich keine Hoffnung?«

»Ich sagte, dass ich mir Mühe geben werde, also habe ich Hoffnung.«

»Das klingt recht zuversichtlich, Dagobert.«

»Schließlich darf man sich ja auch etwas zutrauen!«

»Sie sagten, dass Sie schon einen ähnlichen Fall gehabt hätten, Dagobert. Wie war es damit?« Frau Violet war begreiflicherweise sehr neugierig, darüber Näheres zu erfahren.

»Der Fall war, wie ich schon erwähnte, sehr einfach, aber er hat mir gleichwohl viel Vergnügen gemacht. Eines Tages erscheint der Adjutant des Erzherzogs Othmar bei mir und bescheidet mich in das erzherzogliche Palais. Ich gehe also gleich mit, und in einer Privataudienz macht mir der Erzherzog die schmeichelhafte Eröffnung, dass er mit ganz besonderem Interesse von einigen meiner Leistungen als Amateurdetektiv gehört habe. Auch er hätte nun einen Auftrag beziehungsweise eine Bitte. Natürlich stellte ich mich sofort zur Verfügung und bemerkte, dass Seine Kaiserliche Hoheit nur zu befehlen hätte.

Der Fall lag wie hier. Es handelte sich um anonyme Briefe, und auch hier war nicht nur der Herr des Hauses, sondern auch seine durchlauchtigste Gemahlin mit ihnen bedacht worden. Der Erzherzog sagte mir, dass ihm viel daran läge, den Schreiber zu ermitteln, dass es ihm aber widerstrebe, sich an die Polizei zu wenden. Nach allem, was

er gehört, hätte er in dieser Sache mehr Vertrauen zu mir.

Schön. Ich ließ mir die Briefe geben. Das war erstaunlich. Es waren ihrer Hunderte! Ich nahm sie mit.«

»Waren sie auch so gemein?«, fragte Frau Violet gespannt.

»O, meine Gnädigste, was man Ihnen auch geschrieben haben mag, es ist unmöglich, dass die Unflätigkeit und Gemeinheit, die dort aufgestapelt ward, erreicht, geschweige denn überboten worden ist.«

»Und Sie haben diese Schufferei enthüllt?!«

»Ich hatte Glück. Die Sache war in vierundzwanzig Stunden erledigt.«

»Erzählen Sie, Dagobert!«

»Als ich die Briefe an mich nahm, war auch dort meine erste Frage natürlich, ob die Hoheiten etwa schon einen Verdacht oder einen Anhaltspunkt hätten. Die Frage wurde verneint. Ich nahm also die Briefe mit nach Hause, las sie aufmerksam durch und überlegte dann reichlich zwei Stunden, ohne jedoch zu irgendeinem nennenswerten Resultat zu kommen. Der erste halbe Tag verging, ohne dass mir eine halbwegs vernünftige Idee eingefallen wäre. Erst in der Nacht, förmlich im Schlafe kam mir die Erleuchtung. Ich hatte mich zu Bett begeben, und nach langen fruchtlosen Bemühungen einzuschlafen, war endlich der erste Schlummer über mich gekommen, aus dem ich aber bald wie im Schrecken auffuhr. Nun war mit einem Male die Idee da, auf der sich weiter bauen ließ. Die Briefe lagen auf meinem Nachtkästchen. Ein feiner Chypreduft war von ihnen aus mir in die Nase gefahren. Chypre ist ein vornehmes Parfüm. Ich machte Licht, so viel Licht, als überhaupt möglich war und nahm die Briefe wieder vor. Da wurde

mir sofort eines klar: Das ganze intensive Studium der Schrift und des Inhalts der Briefe war vorderhand vollkommen überflüssig und nutzlos gewesen. Ich musste mich da nur an Äußerlichkeiten halten und konnte nur von diesen ausgehen. Bei aller Niedrigkeit des Inhalts umgab doch eine gewisse vornehme Atmosphäre die Briefe. Gewiss, auch da konnte bewusste, auf Täuschung und Irreführung gerichtete Absichtlichkeit mitspielen, aber immerhin – sie wies auf ein vornehmes Haus, wenn schon nicht auf vornehme Provenienz überhaupt. Es konnte ja ein tückischer Lakai oder eine boshafte Zofe die Hand im Spiel haben. Sie konnten das parfümierte Papier der Herrschaft entwendet haben. Von dem Parfüm erhoffte ich allerdings keine Aufklärung, aber – das Papier! Ich bin Kenner in Papiersorten. Es war das köstlichste und, ich kann sagen, das kostbarste Luxuspapier, das mir je in die Hände geraten war. Es war also ein ziemlich kostspieliger Luxus, solche Briefe massenhaft in die Welt zu senden, und wenn der Absender das Papier nicht stahl, dann musste er wohl in der Lage sein, sich diesen Luxus zu gönnen.

In aller Frühe setzte ich mich in meinen Unnummerierten und fuhr bei einigen besseren Papierhandlungen vor. Ich legte ein abgerissenes, unbeschriebenes Blatt eines Briefes vor und verlangte jene Sorte. Auf die Auskunft, die ich erhielt, war ich von vornherein gefasst gewesen. Diese Sorte führten sie nicht: Sie sei zu teuer und fände wohl keinen Absatz. Die Auskunft freute mich. Damit war der Kreis für meine Nachforschungen schon bedeutend enger gezogen.

Nun betrat ich mit einiger Spannung den Laden ›L. Wiegand, k. k. Hoflieferant‹ am Graben. Ich wusste, dass dieses Geschäft zweifellos die vornehmste Kundschaft

der Stadt habe. Ich zeigte das Muster, und der Chef, der mich persönlich bediente, legte mir sofort die gewünschte hochelegante Kassette mit hundert Bogen und den dazu gehörigen Umschlägen vor. ›Sechzig Kronen!‹ Ich kaufte, erbat aber eine Unterredung unter vier Augen.

Der Mann führte mich in das kleine Kontor, das sich hinten an seinen Laden schloss.

Ich möchte von Ihnen erfahren, Herr Wiegand, begann ich, ob dieses Papier auch noch in einem anderen Geschäft in Wien verkauft wird.

Ganz bestimmt nicht, erwiderte er selbstbewusst. Die Bezugsquelle ist mein Geheimnis.

Es ist englisches Fabrikat, schaltete ich ein, um ein wenig mit meiner Sachkenntnis zu protzen.

Allerdings, aber es gibt nur eine Fabrik, die es erzeugt. Für die anderen Geschäfte, fügte er geringschätzig hinzu, ist das auch kein Artikel. Es würde ihnen liegen bleiben.

Verkaufen Sie viel davon?

O, sehr viel! Ich bin zufrieden.

Ich sah, dass ich die Geschichte nicht ganz richtig angepackt hatte. Wenn ich den jetzt noch weiter renommieren ließ, dann kam ich von meinem Ziele nur immer mehr ab. Ich nahm also, gewissermaßen um mich zu legitimieren, ein Dutzend Briefe aus der Tasche und zeigte ihm die Aufschriften. Die Wirkung war eine befriedigende; sein Gesicht nahm sofort einen ehrfürchtigen Ausdruck an.

Herr Wiegand, sagte ich, Sie sind Hoflieferant und sicher muss Ihnen daran gelegen sein, sich den Hof zu verpflichten.

Er verbeugte sich sehr devot und legte die Hand aufs Herz, um anzudeuten, dass – für den Hof! – er bereit sei,

auch sein Leben zu lassen.

Also, Herr Wiegand, fuhr ich fort, Sie werden sich die höchsten Herrschaften zu Dank verbinden, wenn Sie mir einige Fragen beantworten. Verkaufen Sie wirklich viel von dem Papier?

Herr, ich mache mein Geschäft damit. Es geht mit dem Übrigen. Davon allein könnte ich natürlich nicht leben.

Das kann ich mir denken. Sind Sie in der Lage, die hauptsächlichsten Abnehmer für diesen Artikel namhaft zu machen? Merken Sie wohl auf, Herr Wiegand, den Kaiserlichen Hoheiten ist die präzise Beantwortung dieser Frage von besonderer Wichtigkeit!

Der Mann war ganz Bereitwilligkeit und Ergebenheit. Er knickte förmlich zusammen, so oft ich der hohen Herrschaften Erwähnung tat. Er dachte nach und gestand dann, dass er für dieses Papier eigentlich nur drei Kundschaften habe. Er liefere das Papier für den serbischen Hof, dann sei Lady Primrose von der englischen Botschaft Abnehmerin, die stärkste Kundschaft sei aber Gräfin Tildi Leys, die monatlich mindestens einmal erscheine, um eine Kasette zu kaufen.

Ich danke Ihnen, Herr Wiegand, ich werde nicht erman-
geln, Ihre gütige Bereitwilligkeit hohen Orts entsprechend hervorzuheben.

Dann ging ich. Ich war befriedigt. Denn nun war der Kreis doch schon recht eng gezogen. Also drei Ausgangspunkte und alle drei eigentlich gleichwertig. So musste ich sie einschätzen. Denn ich habe es mir bei meinem Metier zum Grundsatz gemacht, von vornherein gar nichts als unwahrscheinlich anzunehmen, wenn ich nicht gute Gründe für eine solche Annahme hatte.

Anzufangen war hier zweifelsohne mit der Gräfin Leys. Nicht nur weil da die Nachforschung am leichtesten und bequemsten schien, sondern weil da schon eine bestimmte, vielversprechende Angabe vorlag. Der starke Verbrauch war doch auffällig.

Ich sah auf die Uhr: zehn Uhr. Aus den Poststempeln der Briefe hatte ich erkundet, dass sie an verschiedenen Stellen zwar, aber doch fast ausnahmslos zur selben Zeit, so gegen zwölf Uhr mittags aufgegeben worden waren.

Meinen Wagen dirigierte ich in die Reiserstraße und ließ gegenüber von dem Palais Leys halten, und da blieb ich nun in den Wagen zurückgelehnt als Beobachtungsposten. Bei meinem Geschäft muss man Geduld haben. Ich ließ mich's nicht verdrießen und hatte ein scharfes Auge darauf, wer aus dem Hause ging. Die Dienerschaft interessierte mich nicht. Denn zweierlei war mir schon klar geworden: erstens, dass die Briefe nicht aus dem Kreise der Dienerschaft hervorgegangen waren. Wenn die Gräfin monatlich ungefähr nur eine Kassetten verbrauchte – was freilich unter normalen Verhältnissen schon sehr viel war – so war es doch unmöglich, dass ihr unbemerkt so viel von dem Papier gestohlen werden konnte, als für jene massenhaften Briefe nötig war. Und zweitens: Wenn man schon solche Briefe schreibt, dann vertraut man ihre Aufgabe nicht der Dienerschaft an. Derlei besorgt man schon selber und höchst persönlich.

Ungefähr eine Stunde hatte ich gewartet, als aus dem Palasttore ein pompöser Portier heraustrat, um die Ausfahrt einer Equipage zu sichern. Ich gab meinem Kutscher einen Wink. Wir fuhren dem Wagen nach.

Solange wir fuhren, blieb ich ruhig sitzen; da konnte

nichts geschehen. Als aber nach einer ausgiebigen, etwa halbstündigen Spazierfahrt haltgemacht wurde, sprang ich rasch aus dem Wagen. Wir waren auf dem Schottenring, und der schönste Frühlingssonnenschein beleuchtete die Szenerie.

Ein rascher Blick belehrte mich, dass ein Briefkasten in der Nähe war. Aus der Equipage stieg, unterstützt von einem am Schlag stehenden Bedienten, eine elegante junge Dame von ganz außerordentlicher Schönheit, blond, das reine Madonnengesicht. Sie schritt zum Briefkasten. Ich war rascher dort, öffnete die Klappe und hielt sie, als wolle ich ihr den Vortritt lassen oder gar behilflich sein. Sie dankte mit einer leichten Neigung des Kopfes und einem verbindlichen Lächeln. Als sie dann ihren Brief in den Spalt schieben wollte, entriss ich ihn mit einem raschen Schwung ihren Fingern und brachte ihn in meiner Tasche in Sicherheit.

Entsetzt und wie gelähmt blickte sie auf mich; sie brachte zunächst kein Wort hervor und war dem Umsinken nahe.

Verzeihen Sie, Gräfin, sagte ich, das musste sein!

Nun erst fand sie wieder Worte.

Wer sind Sie? Was wollen Sie? Sie haben da eine Infamie begangen. Geben Sie nur meinen Brief wieder, oder ich nehme die Hilfe der Polizei in Anspruch.

Das wäre das Beste, was Sie tun könnten. Gräfin. Ich mache darauf aufmerksam, dass wir gerade vor der Polizeidirektion stehen – wenn es also gefällig ist –! Ich habe hier noch einige Briefe, die wir zur Vergleichung mit heranziehen könnten.

Ich zog ein Päckchen Briefe aus der Tasche und zeigte sie ihr. Sie wurde sehr bleich und war nun nahe daran, ihre

ganze Fassung zu verlieren. Der Bediente, der jetzt erst zu bemerken schien, dass da nicht alles ganz in Ordnung sei, rückte nun heran, gleichsam zu ihrem Schutze.

Vor allen Dingen, Gräfin, schaffen Sie uns den Bengel vom Halse. Er braucht nicht zu hören, was wir verhandeln.

Ein Blick von ihr beorderte die Bedientenseele zurück.

Und nun, Gräfin, gestatten Sie, dass ich mich vorstelle. Ich heiße Dagobert Trostler, bin, was Sie vielleicht beruhigen wird, keine Amtsperson, bin aber von den Hoheiten beauftragt, dem hässlichen Spuk ein Ende zu machen. Es war der letzte derartige Brief, den Sie geschrieben haben.

Sie nickte stumm, und wie sie so völlig vernichtet dastand, begann sie mir leidzutun. Was wollen Sie? Man hat seine kleinen Schwächen, und vor Frauenschönheit habe ich nie recht standhalten können. Ja doch, sie war eine schwer Schuldige, aber sie war reizend. Wir können da nicht stehen bleiben, redete ich weiter auf sie ein. Wollen Sie mich in Ihrem Wagen mitnehmen, oder ziehen Sie es vor, mit mir zu promenieren und uns unsere Wagen nachfahren zu lassen?

Sie zog das Letztere vor, und so marschierten wir denn traulich nebeneinander.

Was werden Sie jetzt tun, Herr Trostler?, fragte sie.

Was ich muss, Gräfin. Ich werde meinen hohen Auftraggebern Bericht erstatten.

Sie werden meinen Namen nennen?

Ich muss wohl.

Damit werden Sie ein Todesurteil gesprochen haben.

Ein gesellschaftliches Todesurteil – vielleicht. Es wäre kein Unverdientes.

Nicht nur gesellschaftlich. Wenn Sie das tun, dann lebe

ich heute meinen letzten Tag.

Ich sah sie an. Das war nicht phrasenhaft gesprochen. In ihren Augen flimmerte etwas, was auf einen unerschütterlichen Entschluss deutete. Nun, wissen Sie, Frau Violet, man ist schließlich doch kein Unmensch. Es war ein schmähhliches, ein hässliches Verbrechen, das da begangen worden war. Diese ideale Mädchenschönheit hatte Tag für Tag Worte niedergeschrieben, die einen Wachtmeister von den Dragonern hätten zum Erröten bringen müssen, aber ein Selbstmord – das hätte ich doch nicht gern aufs Gewissen genommen!«

»Sie haben sie doch nicht etwa straflos laufen lassen, Herr Dagobert?«, rief Frau Violet mit kaum verhohlener Ent- rüstung.

»Nein; Strafe muss sein. Ich war nur schwankend, ob es gleich die Todesstrafe sein müsste. Ich hatte in meinem Gedächtnis einige Notizen über die gräfliche Familie Leys auf- gespeichert. Der Vater der jungen Dame war Alkoholiker gewesen und ist im Delirium gestorben, ein Bruder war Epileptiker. Ohne Zweifel lag da eine erbliche Belastung vor, durch welche allein die perverse Neigung, so schändliche Dinge niederzuschreiben, bei diesem jungen Mädchen zu erklären war.«

»Die erbliche Belastung!«, rief Frau Violet unmutig. »Das ist die übliche Ausflucht. Sagen Sie lieber ehrlich, Dagobert, Sie haben die Milderungsgründe gesucht!«

»Nicht die Milderungsgründe, nur die psychologische Er- klärung für das scheinbar völlig Ungereimte. Lassen Sie mich's kurz machen. Nach langem Hin- und Herreden gab ich zwar kein festes Versprechen, aber ich sagte zu, es zu versuchen, ihren Namen, wenn es halbwegs ginge, nicht

preiszugeben. Da nahm sie aus ihrem Retikül eine zierliche kleine goldene Dose, öffnete sie und zeigte mir ihren Inhalt. Es waren ansehnliche Brocken von Cyankali. Ich kenne das. Das war genug, um ein ganzes Geschlecht mit Stumpf und Stiel auszurotten. Sie sagte, durchaus nicht pathetisch, aber überzeugend, dass sie sich damit noch an demselben Tage vom Leben befreien werde, wenn ich ihren Namen bekannt geben würde.

Ich nahm ihr das Döschen aus der Hand, um die wundervoll zarte Arbeit besser bewundern zu können. Es war ein Meisterwerk der Kleinkunst im Barockstil. Natürlich gab ich es ihr nicht zurück. Ich schloss einen Pakt mit ihr. Ich würde heute noch ganz bestimmt bei ihr vorsprechen und dann auch ihr die Dose samt Inhalt zurückgeben. Sie verspricht dagegen, bis dahin keinerlei Unbesonnenheit zu begehen und die Selbstmordidee definitiv aufzugeben, wenn es mir gelingen sollte, die ganze Angelegenheit zum Abschluss zu bringen, ohne ihren Namen zu verraten.«

»Haben Sie ihr nicht auch noch eine besondere Belohnung für ihre schöne Leistung versprochen?«, fragte Frau Violet recht unmutig.

»Im Gegenteil, ich habe ihr eine Strafe diktiert. Unser Pakt war sehr klar. Ich liebe die Klarheit bei allen Abmachungen. Gelang es mir nicht, sie durch Geheimhaltung ihres Namens zu decken, dann – *vogue la galère*, dann war sie frei, zu tun, was sie für gut hielt. Sollte es mir aber gelingen, ihr den Dienst zu erweisen, dann hatte sie eine Buße auf sich zu nehmen.«

»Welche Buße?«, forschte Frau Violet.

»Ich glaube streng genug gewesen zu sein. Das feierliche Versprechen, nie wieder so etwas zu tun, rechne ich natür-

lich nicht zur Buße. Das war selbstverständlich. Ich verlangte also entweder zwei Jahre Kloster oder fünfjährige, sofort anzutretende Verbannung aus Wien – widrigenfalls!! Sie entschied sich für das Letztere. Wir schieden mit einem recht freundschaftlichen Shakehands.

Ich fuhr nun ins erzherzogliche Palais und wurde sofort vorgelassen, obschon die hohen Herrschaften gerade beim Dejeuner saßen und ich durchaus nicht vollkommen etikettmäßig angezogen war. Das erzherzogliche Paar frühstückte allein. Auf einen Wink der hohen Hausfrau wurde auch für mich ein Gedeck aufgelegt, und ich hielt tapfer mit. Denn meine Expedition hatte mir Appetit gemacht.

Solange die aufwartende Dienerschaft ab und zu ging, wurde der Angelegenheit, die mich hergeführt hatte, keine Erwähnung getan. Erst als abgeräumt und die Luft rein war, kam Se. Kaiserliche Hoheit auf unsere Sache zu sprechen.

Nun, lieber Herr Dagobert, begann der Erzherzog lächelnd – beachten Sie wohl, meine Gnädigste, er sagte Dagobert, weil er gehört haben mochte, dass ich im Freundeskreis nur so genannt werde. Er wollte mir also damit einen Beweis seiner Huld geben. Sie kommen ohne Zweifel, um sich weitere Informationen zu erbitten. Leider können wir Ihnen aber mit solchen nicht dienen.

Ich komme zunächst nur als Briefbote, erwiderte ich, nahm den abgefangenen Brief aus der Tasche und überreichte ihn ehrfurchtsvoll der Frau Erzherzogin, an die er adressiert war.

Sie können sich denken, dass sie kein sehr gnädiges Gesicht dazu machte. Von solchen Briefen hatte sie nun schon gerade genug.

Ich bitte Ihre Kaiserliche Hoheit, fuhr ich fort, höchst ihre Aufmerksamkeit auf einen Umstand zu lenken: Der Brief trägt keinen Poststempel!

Es war der Erzherzog, dem zuerst ein Licht aufging.

Ja, aber dann – Herr Dagobert – schon wieder! Dann müssten Sie ja eigentlich den Täter schon kennen! Oder was soll es sonst heißen?!

Es soll heißen, Kaiserliche Hoheit, dass ich der trüben Quelle auf den Grund gekommen bin und sie verstopft habe. Das war der letzte dieser Briefe und es wird kein weiterer folgen. Auch für diesen konnte schon die Vermittlung der Postanstalt umgangen werden. Ich verbürge mich dafür, dass keine Fortsetzung folgen wird.

Vielen, vielen Dank, Herr Dagobert!

Auch die Erzherzogin dankte bewegt und fragte: Wer also ist der Absender?

Eine Dame.

Eine Dame? Das ist unglaublich!

Es ist so, Hoheit – eine Dame der Gesellschaft.

Die Herrschaften mussten sich erst fassen, um daran glauben zu können. Dann forschten sie natürlich sehr eifrig nach dem Namen.

Ich erstattete zunächst Bericht über die Einzelheiten meiner Untersuchung, soweit ich es im gegebenen Falle für rätlich und zulässig hielt, und man kargte dabei nicht mit Lobsprüchen. Schließlich – man kann ja sagen, dass ich nicht frei bin von Eitelkeit, aber ich bin einmal nicht der Mann, der sein Licht unter den Scheffel stellt.

Was nun den Namen betrifft, schloss ich meinen Bericht, so möchte ich die Entscheidung, ob ich ihn wirklich nennen soll oder nicht, der Weisheit und der Gnade Eurer Kaiserli-

chen Hoheiten selbst überlassen.

Ich schilderte die Dinge, wie sie lagen, und verschwieg nicht, dass die Preisgebung des Namens meinerseits aller Wahrscheinlichkeit nach eine Katastrophe zur Folge haben würde.

Der Erzherzog runzelte die Brauen. Hier sei doch wahrhaftig kein Anlass, besondere Gnade walten zu lassen.«

»Das glaube ich auch!«, fiel hier Frau Violet dem Erzähler ins Wort. Sie war in sehr grausamer Stimmung gegen die feigen Absender von anonymen Briefen, und sie hatte ja guten Grund dazu.

»Ich plädiere dennoch für Milde, fuhr ich fort, und entwickelte auch meine Gründe dafür. Ich war überzeugt, dass die Androhung des Selbstmordes keine leere Redensart gewesen war. Ich wies zur Bekräftigung meiner Auffassung die goldene Dose mit den Cyankalistücken vor und fügte hinzu, dass ich versprochen hätte, sie heute noch zurückzustellen.

Das dürfen Sie nicht, Herr Dagobert!, rief der Erzherzog.

Ich habe es versprochen. Kaiserliche Hoheit. Und dann – wenn einmal ein solcher Entschluss feststeht, dann weiß man sich auch ohne eine solche Dose zu behelfen. Ich werde den Namen nennen, wenn Ihre Hoheiten darauf bestehen, allein ich möchte zuvor einen Umstand der gnädigen Erwägung anheimgeben. Hoheiten haben gewünscht, dass die Angelegenheit in aller Stille und ohne Aufsehen erledigt werde. Bei einem Selbstmord kann man nie wissen, ob nicht ein Brief zurückgelassen wird, der dann zu aufseherregenden und unerfreulichen Weiterungen führen könnte. Ich habe, Ihre gütige Zustimmung vorausgesetzt, der Verbrecherin die Strafe der fünfjährigen Verbannung

von Wien auferlegt.

Der Erzherzog stimmte sofort zu, und seine rasche Sinnesänderung überraschte mich einigermaßen.

Übrigens glaube ich, sagte er mit einem Blick auf seine Gemahlin, dass wir hier das Urteil der Erzherzogin zu überlassen haben.

Die Erzherzogin hatte sinnend das tödliche Gift in der Dose betrachtet, die sie mir aus der Hand genommen hatte. Nun blickte sie auf und sagte: Es kommt mir nicht zu, ein Todesurteil zu sprechen.

Dann gab sie mir die Dose zurück, dankte noch einmal mit vieler Wärme und reichte mir die Hand zum Kusse. Während sie sich zurückzog, tippte mich der Erzherzog heimlich auf die Schulter. Ich nahm das als ein Zeichen, dass ich noch verweilen solle, um eine vertrauliche Mitteilung entgegenzunehmen, und hatte mich nicht getäuscht.

Einen Augenblick noch, Herr Dagobert; sagte er dann, als seine Gemahlin das Zimmer verlassen hatte, ich möchte Ihnen noch etwas sagen. Ich kenne die Täterin. Denn ich habe mit einem Blicke bemerkt, was sowohl Sie als meine Frau übersehen hatten. In den verschlungenen Ornamenten auf dem Deckel der Dose ist in winziger Ausführung und förmlich versteckt ein Wappen angebracht, das ich kenne.

Ich überzeugte mich und schämte mich. Das hatte ich wirklich übersehen!

Und doch waren Sie viel klüger als ich, Herr Dagobert. Es ist eigentlich eine sehr traurige Geschichte. Ich habe diese Dame geliebt, und ich darf annehmen, dass auch sie für mich gefühlt hat. Es ist wohl möglich, dass es die Liebe war, die hier in ihr hässlichstes Zerrbild umschlug, und es wird ganz gut sein, wenn der Dame nun einige Jahre Muße

gegönnt werden, auf ihren Schlössern oder meinetwegen in London oder Paris über ihre schmachvolle Verirrung nachzudenken.

Das, Frau Violet, ist die Geschichte meines ersten Falles mit anonymen Briefen.«

»Sie haben doch die Gräfin wiedergesehen, Dagobert?«

»Natürlich; noch an demselben Tage; wie ich es versprochen hatte.«

»Nun – und?«

»Sie war gefasst, auf alles gefasst. Sie bereute und nahm die Strafe auf sich.«

»Eine schöne Strafe – auf den Schlössern oder in Paris!«

»Immerhin eine Strafe, Gnädigste, die Einkehr und Umkehr, vielleicht völlige Besserung möglich erscheinen ließ, während –!«

»Sie würden nicht so von Humanität triefen, lieber Freund, wenn sie vielleicht weniger hübsch gewesen wäre!«

»Wohl möglich; man soll nichts verschwören«, erwiderte Dagobert, indem er wieder an seinem Petruschöpfchen drehte. »Jedenfalls war und bin ich auch mit mir in dieser Sache vollkommen zufrieden. Die Gräfin bat mich, die kleine Dose zum Andenken an sie und als Pfand ihrer Umwandlung zu behalten. Auch ich solle an sie denken, da sie in unauslöschlicher Dankbarkeit immer meiner gedenken werde. Ich behielt das Kleinod und habe es meiner Sammlung einverleibt.«

»Es fällt mir nur auf, Dagobert, dass ich in meinem Leben noch nichts von einem gräflichen Geschlecht der Leys gehört habe!«

»Ja, haben Sie denn wirklich vorausgesetzt, meine Gnä-

digste, dass ich irgendeinem Menschen auf der Welt den wahren Namen verraten würde? Der Name war natürlich erfunden.«

»Aber die Person lebt?«

»Sie lebt, und sie hat ihr Versprechen bisher gehalten. Es ist auch wenig Aussicht vorhanden, dass sie bald oder überhaupt jemals wiederkehren sollte. Sie ist jetzt die Gattin eines Pairs im Auslande und soll dort eine große Rolle spielen.«

»Mich interessiert vornehmlich«, nahm nun Herr Grumbach, der bisher schweigend zugehört hatte, das Wort, »wie eine fein gebildete, hochstehende junge Dame zu einer so entsetzlichen und entehrenden Verirrung kommen kann.«

»Da sind wir ja wieder beim Ausgangspunkt«, entgegnete Dagobert. »Ich habe die ganze Geschichte nur erzählt, um darzutun, dass wir uns vor vorgefassten Meinungen zu hüten haben. ›So schreibt keine Frau!‹ hat Frau Violet in kategorischer und fast jeden Widerspruch ausschließender Weise ausgerufen. Ich habe gezeigt, dass allerdings eine Frau und sogar ein zartes Mädchen so schreiben können und noch ärger. Damit will ich ja nicht sagen, dass auch diese Briefe von einer weiblichen Hand herrühren müssten, ich wollte nur zur Vorsicht mahnen und vor vorschnellem Urteil warnen.«

»Jetzt begreife ich auch«, rief nun Frau Violet, »warum Sie die schäbige Eleganz unserer Briefe gar so sehr bedauert haben, Dagobert.«

»Sehr mit Recht, Gnädigste, wie Sie sehen. Ja, so bequem hat man es nicht immer! Auf diesem Papier schreiben in Wien zehntausend oder zwanzigtausend Leute. Da kann ich nicht die Papierhandlungen ablaufen.«

»Aber Sie werden sich doch Mühe geben, Dagobert?«

»Gewiss, Gnädigste, ich werde mir Mühe geben.«

»Sie versprechen es?«

»Ich verspreche es.«

Dagobert nahm die Briefe mit sich und er bat sich bei Grumbach entschieden aus, dass nun von den etwa noch einlangenden, ja mit Bestimmtheit zu erwartenden, keiner mehr in den Papierkorb geworfen werde. Ungelesen mochten sie immerhin bleiben von Grumbach, auch Frau Violet täte am klügsten, wenn sie sie nicht läse, aber er müsste sie alle in die Hände bekommen. Je mehr Material, desto besser. Der Fall war entschieden schwieriger als der, von dem er erzählt hatte, und es musste nun mit aller Sorgfalt nach Anhaltspunkten geforscht werden. Dazu musste jeder einzelne Brief genau durchstudiert werden. Nicht einer durfte unbeachtet bleiben.

Frau Violet war recht ungeduldig. Sie hätte womöglich auch schon am nächsten Tage das Geheimnis gern enthüllt gesehen. Dagobert wiegelte aber ab und mahnte zur Geduld. Er konnte keine bestimmte Zusage machen, ob es ihm überhaupt gelingen werde, den Schleier zu lüften, unter allen Umständen würden aber darüber Wochen, wenn nicht Monate vergehen. Schließlich, um Ruhe zu haben, verbot er Frau Violet überhaupt, von der Angelegenheit zu sprechen. Er würde schon selber anfangen, wenn es etwas zu berichten gäbe. Früher hätte alles Reden keinen Zweck und könnte gar nichts nützen.

Frau Violet hielt auch brav Disziplin. Sie fragte nicht mehr, aber es fiel ihr furchtbar schwer. Denn sie war sehr neugierig und wenn sie auch die Vereinbarung getreulich einhaltend, nicht fragte, so richtete sie doch manchen ver-

langenden Blick auf Dagobert, wenn sie nach Tisch in gewohnter Weise im Rauchzimmer plaudernd beisammensaßen, sie auf ihrem Lieblingsplätzchen beim Marmorkamin. Dagobert ihr gegenüber und Grumbach auf seinem bequemen Lehnstuhl mehr in der Mitte des Zimmers.

Nachdem sie so mehrere Tage tapfer ausgehalten hatte, ließ sich Dagobert durch ihre sehnsüchtigen Blicke doch rühren.

»Es geht langsam, Frau Violet«, begann er, »aber es geht doch vorwärts. Einige leichte Spuren hätten wir doch schon.«

»Haben Sie wirklich schon etwas herausgebracht, Dagobert?«, fragte sie in höchster Spannung.

»Es ist sehr wenig, aber immerhin ein Ausgangspunkt, vielleicht der archimedische Punkt.«

»Was für ein Punkt?«

»Der archimedische. Den braucht man nämlich, um die Welt aus den Angeln zu heben. Sie wissen ja, Gnädigste, dass Archimedes ...«

»Ja, ich weiß, aber nur jetzt keine Mythologie, Dagobert!«

»Erlauben Sie, Gnädigste, Archimedes gehört doch nicht ...«

»Ja doch meinetwegen! Lassen Sie jetzt nur die Archimandriten, oder wie sie heißen, in Ruhe. Ich glaube Ihnen alles unbesehen, aber jetzt erzählen Sie nur, was Sie herausgebracht haben!«

»Einige Kleinigkeiten. Also: der Schreiber – ich bin nämlich nun ziemlich sicher, dass es ein Schreiber und keine Schreiberin ist – ist glatt rasiert und raucht Zigaretten. Belieben ein enttäuschtes Gesicht zu machen. Gnädigste? Es ist in der Tat recht wenig, aber man kann weiterbauen da-

rauf.«

»Sie können doch unmöglich alle Leute stellen, Dagobert, die glatt rasiert gehen und Zigaretten rauchen!«

»Das wäre allerdings einigermaßen umständlich, wenn auch nicht gar so sehr, wie Sie sich das vorstellen, Frau Violet. Der Briefschreiber – das ist erwiesen – kennt Sie sehr genau. Sie sehen also, dass wir da schon einen Kreis mit ganz bestimmten Grenzen haben. Also gar so umständlich wäre es nicht, mir wäre es nur nicht sicher genug.«

»Also – warum glatt rasiert?«

»Es ist nur eine Vermutung und noch keine Gewissheit. Darum möchte ich mich auch darüber jetzt noch nicht äußern. Ich erbitte also noch acht Tage Frist. Da werde ich Ihnen schon mehr, vielleicht alles sagen können.«

»Und warum – Zigarettenraucher?«

»Darüber lässt sich reden. Zigarettenraucher allein, das wäre auch mir als Anhaltspunkt zu wenig. Ich bin in der Lage, in meinen Schlüssen etwas weiter zu gehen. Es ist einer, der die Gewohnheit hat, selbst gedrehte Zigaretten zu rauchen. Auch damit ist ja noch nicht viel erreicht, aber jeder Umstand ist von Wert, der den Kreis enger zieht.«

»Wie sind Sie darauf gekommen, Dagobert?«

»Bei meinem Geschäft muss man ein Kleinigkeitskrämer sein. In zweien der vielen Briefe fand ich je ein winziges Atom von Tabak, kaum größer als eine Stecknadelspitze, soviel eben an der eintrocknenden Tinte eines Buchstaben-teils hängen bleiben kann. In Tabaken – das wissen Sie – bin ich Kenner. Ich nahm die Lupe, um mir zu bestätigen, was ich so schon wusste. Denn ich habe gute Augen. Das waren Partikelchen von Sultan flor.«

»Und mit dieser Wissenschaft ausgerüstet, wollen Sie auf

den Räuberfang ausgehen, Dagobert?«

»Sultan flor ist ein lang- und feingeschnittener, lichtgelber türkischer Rauchtobak. Er wird nur zu selbst gerollten Zigaretten verwendet und höchstens noch aus dem Tschibuk geraucht. Darum muss ich mir auch noch vorbehalten, meine ursprüngliche Angabe zu berichtigen. Es könnte also auch ein Tschibukraucher sein, obschon solche bei Weitem nicht so zahlreich sind, wie die Zigarettenraucher. Sultan flor ist ein ganz guter Tabak, und er ist insbesondere den Leuten zu empfehlen, die halbwegs anständig und dabei doch billig rauchen wollen. Man gibt nicht viel aus und hat doch etwas Ordentliches.«

»Sehen Sie, das beruhigt mich ungemein!«, entgegnete Frau Violet ein wenig empfindlich über die Dürftigkeit der ihr gewordenen Enthüllungen, aber mehr war an jenem Tage aus Dagobert durchaus nicht herauszukriegen. Und da war eben weiter nichts zu machen.

Während der nächsten acht Tage kam Frau Violet glücklicherweise nicht dazu, sich mit der unleidlichen Briefaffäre viel zu beschäftigen. Sie hatte den Kopf voll mit anderen Dingen, und alle Hände voll zu tun. Zwei große Soireen im Hause Grumbach in einer Woche! Dagobert hatte sie angeordnet und sich dabei hinter Grumbach selbst gesteckt. Frau Violet sollte von seiner Absicht gar nichts erfahren. Er wollte sich einmal den ganzen Grumbachschen Kreis bequem in der Nähe besehen. Es wären zu viel Leute geworden für einen Abend, und so wurden denn zwei veranstaltet. Man nahm eine Teilung vor. Erst kamen seine Freunde dran und dann ihre Leute. Zwei Soireen vorzubereiten und durchzuführen – natürlich hatte Dagobert in dieser Zeit Ruhe vor Frau Violet.

Als der Rummel glücklich vorüber war, saßen die drei eines Tages wieder traulich beisammen im Rauchzimmer, und Dagobert machte der Hausfrau Komplimente über ihre beiden schönen Feste.

»Man spricht in der Stadt davon«, sagte er, »und man ist einig in der Bewunderung Ihrer Hausfrauentugenden, Frau Violet.«

»Waren Sie auch zufrieden mit mir, Dagobert?«

»Ich war einfach entzückt.«

»Das freut mich. Denn ich weiß, Sie sind ein strenger Kritiker, Dagobert. Einen Verdacht aber werde ich doch nicht los. Mir ist nämlich nachträglich die Idee gekommen, dass ich diese Soireen eigentlich für Sie machen musste?«

»Für mich?!«

»Jawohl, zu Studienzwecken. Mir ist, als hätten Sie die ganzen Veranstaltungen in irgendeiner Weise mit Ihren Untersuchungen in der Angelegenheit der Briefe in Zusammenhang bringen wollen.«

»Ich beuge mein Haupt, Gnädigste; Sie haben mich durchschaut.«

»Nun – hat es wenigstens etwas genützt?«

»Ich glaube wohl, dass wir um einen Schritt vorwärtsgekommen sind. Aus dem Inhalt der Briefe geht hervor, dass ihr Absender zu den Bekannten, vielleicht zu den Intimen des Hauses gehört. Diese wollte ich nun gern einmal beisammen sehen. Ich hätte es auch schon als einen Erfolg angesehen, wenn das Ergebnis ein rein negatives gewesen wäre, und ich die Überzeugung gewonnen hätte, dass der Briefschreiber nicht in Ihrem engeren Kreise zu suchen sei.«

»Es wäre mir sehr lieb, Dagobert, wenn Sie zu dieser Überzeugung gelangt sein sollten, und ich hätte gar nichts

dagegen, wenn meine Mühe eine vergebliche gewesen wäre.«

»Dann müsste ich mir Vorwürfe machen, dass ich sie Ihnen verursacht habe.«

»Haben Sie wirklich etwas gefunden, Dagobert?«

»Ich habe mich in einer Meinung bestärkt, und das ist schon etwas. Ich habe meine Spur, und ich glaube, dass sie die richtige ist.«

»Dagobert, das wäre großartig, wenn Sie uns diesen Dienst leisten könnten! Sagen Sie, wen Sie im Verdacht haben.«

»Das geht nicht so schnell, meine Gnädigste. Mit Vermutungen ist uns nicht geholfen. Wir müssen Beweise haben.«

»Quälen Sie mich nicht so, Dagobert! Sie wissen etwas; sagen Sie es!«

»Es tut nicht gut, vorzeitig zu plaudern. Ich setze voraus, Gnädigste, dass selbstverständlich auch Sie mit keinem Menschen über diese hässliche Affäre gesprochen haben.«

»Selbstverständlich nicht, das heißt, einem habe ich doch mein Herz ausgeschüttet, aber das ist so, als wenn ich es niemandem gesagt hätte. Walter Frankenburg ...«

»Walter Frankenburg!«

»... ist mein ältester Freund noch von der Bühne her, und er war mir schon damals ein wahrhaft väterlicher Freund. Als ich heiratete, war er mein Beistand vor dem Altar. Das ist ein Mensch, dem ich alles sagen darf.«

»Ich habe Sie beobachtet, Gnädigste, als Sie mit ihm sprachen, und ich hätte vorhin meine Bemerkung nicht gemacht, wenn ich nicht vermutet hätte, dass Sie ihn ins Vertrauen gezogen haben.«

»Daraus können Sie mir keinen Vorwurf machen. Dago-

bert. Der Mann ist verlässlich.«

»Ich hätte es für besser gehalten, überhaupt nicht zu sprechen. Haben Sie ihm am Ende auch mitgeteilt, dass Sie mich mit den Nachforschungen betraut haben?«

»Sie wurden nicht erwähnt, Dagobert. Ich wiederhole, dass ich für Walter Frankenburg die Hand ins Feuer lege. Er ist ein wahrhaft edler und ehrenhafter Mensch, aber lassen wir das jetzt. Erzählen Sie lieber von Ihren Beobachtungen.«

»Wir hatten also zwei Gruppen von Gästen, die Gruppe Grumbach und die Gruppe Frau Violet. Auf die Erstere hatte ich von Haus aus wenig Hoffnung gesetzt. All die Großindustriellen und Finanzbarone – die haben doch gemeiniglich andere Sorgen, als sich Tag für Tag hinzusetzen und anonyme Briefe zu schmieren. Sie haben auch nicht die Zeit dazu oder sie nehmen sich sie nicht. Mehr Aussicht bot schon die zweite Gruppe, das Künstlervölkchen.«

»Ich danke im Namen der Künstler für das Kompliment!«

»Ich wollte Ihre Gefühle nicht verletzen, Frau Violet. Wenn Sie darauf bestehen, will ich Ihnen sogar bestätigen, dass Neid und Missgunst und Gehässigkeit Untugenden sind, die in der Schauspielerwelt gar niemals vorkommen. So bin ich!«

»Ich bestehe nicht darauf.«

»Schön. Ich habe Ihnen schon neulich erwähnt, dass die Briefe wahrscheinlich von einem glatt rasierten Mann geschrieben worden seien. Ich wollte damit nicht die Meinung erwecken, dass ich imstande sei, das aus der Schrift zu entdecken. Die Wahrheit ist, dass ich die Briefe sehr genau auch auf ihre stilistische Ausdrucksweise hin durchstudiert habe. Da waren mir gewisse wiederkehrende Wen-

dungen und Ausdrücke aufgefallen. Es ist – um einige Beispiele anzuführen – es ist zum Schreien – ich freue mich diebisch – eine Bombenrolle – die talentlose Bestie – die Reklametrompete – die Beispiele ließen sich noch häufen. Nun, Frau Violet, finden Sie darin nicht doch einen Fingerzeig?«

»Allerdings, Dagobert, wenn man einmal aufmerksam gemacht wird!«

»Ich durfte also vermuten, dass ein glatt rasierter Herr der Verfasser ist.«

»Warum gerade ein Herr?«

»Ich erinnere Sie an den Sultan flor.«

»Es gibt auch rauchende Damen!«

»Allerdings, aber sie rauchen nicht Tschibuk und gewöhnlich rollen sie sich auch die Zigaretten nicht selber. Ich habe mir also die Leutchen bei Ihnen gut angesehen und beim allgemeinen Aufbruch schloss ich mich einer Gruppe an, die mir einige Aussichten zu bieten schien.«

»Ich habe es wohl bemerkt, Dagobert. Auch Walter Frankenburg schloss sich Ihnen an.«

»Er kam auch mit, und ich bestätige Ihnen gern, dass er in seinen Kreisen ein hohes Ansehen genießt. Er ist auch außerhalb der Bühne ganz père noble. Wir gingen nach gewohnter Sitte noch in ein Kaffeehaus. Natürlich wurde Ihr Abend besprochen und gründlich rezensiert, Frau Violet.«

»Bin ich sehr stark ausgerichtet worden?«

»Nicht im geringsten, ich versichere. Im Gegenteil. Einen Augenblick allerdings fühlte ich mich versucht, mit dem Ausrichten zu beginnen, um die anderen zur Fortsetzung zu animieren.«

»Ein schöner Freund!«

»Ich habe es nicht getan, ob schon ich mir wohl einen Erfolg davon versprechen konnte. In dem Briefschreiber muss sich doch ein starker Bodensatz von Gehässigkeit angesammelt haben, und davon musste, wenn er sich in der Gesellschaft befand, in der Arglosigkeit etwas zum Vorschein kommen. Seien Sie ruhig, Frau Violet; ich habe es nicht getan. Man hat seine Grundsätze, und als Agent provocateur würde ich selbst im alleräußersten Notfall nicht auftreten.«

»Um den Preis hätten Sie es schon tun dürfen, Dagobert!«

»Niemals! Wir unterhielten uns natürlich ausgezeichnet. Das war noch auf Rechnung Ihres herrlichen Rheinweins und Ihres Heidsieck zu setzen, Frau Violet. Ich bot meine besten Havanna herum und erbat dafür eine Zigarette. Sofort wurden mir ein Dutzend Dosen entgegengestreckt. Ich lehnte ab. Ich hätte jetzt zu meinem kleinen Schwarzen gerade Gusto auf eine selbst Gerollte. Nur einer in der Gesellschaft konnte dienen. Ich nahm die Dose – Sultan flor!«

»Ah!«

»Wir kamen ins Reden. Der Mann, der mir ausgeholfen hatte, erzählte eine Geschichte, und er leitete sie mit den Worten ein: Kinder, es war zum Schreien! Die Geschichte war recht abgeschmackt, aber die Einleitung hatte mich interessiert. Dann kam er auf Sie zu sprechen, und er erklärte, dass Violet heute einen Bombenerfolg gehabt habe.«

»Wer war das, Dagobert?«

»Lassen Sie mich auch weiterhin vorsichtig sein, Frau Violet.«

»Aber Sie scheinen nun doch schon wirklich nahe daran zu sein!«

»Vielleicht noch näher, als Sie glauben, Frau Violet. Ich werde morgen zu ungewohnter Zeit bei Ihnen sein, um

zehn Uhr vormittags, und wenn wir morgen nicht zum Ziele kommen, auch die folgenden Tage zur selben Zeit. Ich bitte dich, Grumbach, auch so lange zu Hause zu bleiben, bis ich komme. Dein Bureau wird dir inzwischen nicht davonlaufen.«

»Und jetzt wollen Sie gar nichts mehr sagen, Dagobert?«

»Ich kann nicht. Nur eins noch: Sollte inzwischen wieder einer der Briefe kommen, dann bitte, halten Sie den Umschlag schräg gegen das Licht. Ich hoffe, dass Sie da eine neue Nuance entdecken werden. Ich vermute nämlich, dass nun die Tinte einen Metallglanz aufweisen wird.«

Als Dagobert am nächsten Vormittag wiederkam, fand er Grumbachs schon eifrig damit beschäftigt, einen eben empfangenen Brief immer und immer wieder schräg gegen das Licht zu halten. Unverkennbar; die Tinte wies einen metallischen, grüngoldigen Glanz auf. Frau Violet war in großer Aufregung.

»Dagobert«, rief sie, »Sie sind ein Hexenmeister! Wie konnten Sie das wissen?«

»Verzeihung, Gnädigste, dass ich selbst ein wenig unpünktlich war. Ich wollte eigentlich gern selbst dabei sein, wenn der Briefträger kam. Ich wusste ja nun zur Genüge, mit welcher Post diese holden Briefe zu kommen pflegen, aber Sie wissen ja, ich bin ein unverbesserlicher Langschläfer. Es tut übrigens nichts. Lassen Sie mal sehen. Richtig – der schönste Metallglanz – womit ich die Ehre habe, mich hochachtungsvoll und ergebenst ...«

»Was, Dagobert – Sie wollen doch nicht jetzt gleich wieder davonrennen! Erst müssen Sie erzählen.«

»Ich darf keine Zeit verlieren, um die Klappe zu schließen, Frau Violet. Es gibt noch viel zu tun. Ich lade mich

aber heute zu Tisch bei Ihnen ein, und dann werde ich Ihnen Rede stehen, soviel Sie wollen.«

Er eilte davon und erschien erst Nachmittag um fünf Uhr pünktlich zum Essen, wie er es versprochen hatte. Er speisete mit gutem Behagen, während Frau Violet in ihrer Aufregung die köstlichen Gerichte fast unberührt ließ. Sie konnte es kaum erwarten, seinen Bericht zu vernehmen, aber sie wusste, dass er bei Tisch von der Sache nichts reden würde, und sie konnte es auch mit Rücksicht auf die Dienerschaft nicht wünschen.

Als sie sich's aber nach dem Mahle im Rauchzimmer, Frau Violet auf ihrem Lieblingsplätzchen, bequem gemacht hatten, da erteilte sie ihm sofort das Wort.

»Die Arbeit ist getan, Frau Violet«, begann er. »Meine Mission ist erfüllt. Sie werden mit diesen elenden Briefen nicht mehr behelligt werden. Und auch du, Grumbach, wirst der Unannehmlichkeit enthoben sein.«

»Was mich betrifft«, erwiderte dieser, »so hätte es mich bei meiner Methode auch weiter nicht sonderlich gestört. Jedenfalls hast du mich aber wieder einmal tief zu Dank verpflichtet, Dagobert.«

»Erzählen Sie!«, drängte Frau Violet.

»Ich weiß nicht, Gnädigste, ob es nicht rätlicher wäre, dass Sie sich mit der Tatsache der Befreiung begnügten, ohne nach den einzelnen Umständen zu forschen.«

»O nein, Dagobert, ich will alles wissen!«

»Gut. Also – den Missetäter hätten wir!«

»Wer ist es?«

»Wie ich bereits bemerkt habe, ein Zigarettenraucher, der glatt rasiert ist. Wie ich daraufgekommen bin, wissen Sie. Wir waren bis dahin gekommen, dass mir einer Ihrer

Freunde von seinem bürgerlichen Sultan flor anbot.«

»Wer ist das?«

»Am nächsten Tage machte ich diesem Manne meinen Besuch, und zwar zu einer Zeit, wo ich bestimmt wusste, dass er nicht zu Hause sein werde. Ich konnte das wissen; denn ich hatte mich erkundigt. Er war zu jener Zeit bei einer Bühnenprobe beschäftigt. Mein Besuch war nötig und nützlich. Ich konnte meine Vorkehrungen treffen. Als ich Sie heute Morgen verließ, fuhr ich zum Kriminalkommissär Dr. Weinlich. Das ist der einzige fähige Kopf bei unserer Kriminalpolizei. Wir sind befreundet und tauschen gelegentlich unsere Erfahrungen und Beobachtungen aus. Ich darf wohl sagen, ohne unbescheiden zu sein, dass wir uns gegenseitig anregen und gegenseitig voneinander lernen. Ich trug ihm den Fall vor und fragte ihn, ob er behilflich sein wolle, die bedrohte Ehre und den Frieden eines angesehenen Hauses zu schützen. Ich verlangte nicht ein amtliches Eingreifen, erklärte dieses sogar von vornherein für ausgeschlossen. Ich brauchte nur einen sachkundigen und eindrucksvollen Zeugen zu der Verhandlung, die ich vorhatte. Er war sofort mit von der Partie, und wir fuhren zu dem Manne, den wir diesesmal – dessen hatte ich mich schon versichert – zu Hause trafen. Der Schwarze ist heute übrigens wieder ganz vorzüglich, Frau Violet, und was Ihren Kognak betrifft, so wollte ich schon längst einmal fragen ...«

»Ach, Dagobert, lassen Sie jetzt doch die Kognakfrage! Erzählen Sie weiter!«

»Nein, wirklich! Für Kognak, müssen Sie wissen, bin ich Kenner, und da ...«

»Dagobert!«

»Also wir trafen den Mann zu Hause.«
»So sagen Sie doch endlich um Gottes willen, wer es ist!«
»Er empfing uns großartig. Auch zu Hause ganz – père noble.«
»Dagobert! Sie wollen doch nicht sagen ...«
»Ich will.«
»Doch nicht Walter ...«
»Walter Frankenburg, der große Mime und väterliche Menschenfreund.«
»Das ist entsetzlich!«
»Er empfing uns also großartig. Mich wollte er gleich nur umarme, ich winkte aber gelassen ab. Ich machte es kurz und entschieden. Ich stellte den k. u. k. Polizeioberkommissar Dr. Weinlich vor, den ich gleich mitgebracht habe, da wir einer ganz niederträchtigen Lumperei auf der Spur seien. Dann zog ich zwei Briefe aus der Tasche, den von vorgestern und den heutigen, beide noch uneröffnet.
Kennen Sie diese Briefe, Herr Frankenburg?
Nein. Man wird doch nicht glauben –
Was wird man nicht glauben?
Dass ich sie geschrieben habe!
Warum sollten denn Sie sie nun nicht geschrieben haben können? Es könnte ja ihr Inhalt zufällig auch ein hochanständiger sein!
Er merkte, dass er sich verfangen hatte, und erbleichte, immer war er aber noch ganz der Heldenvater. Er sei hier zu Hause und werde sein Hausrecht wahren. Er sei nicht gesonnen, sich in seiner Wohnung wegen einer ebenso schmähhlichen als unbegründeten Verdächtigung förmlich verhören zu lassen.
Ich war der Meinung, entgegnete ich, dass Sie ein Verhör

hier dem im Gerichtssaale vorziehen würden.

Im Gerichtssaal, Herr, werden Sie sich zu verantworten haben!

Ich fürchte nur, dass Sie mir keine Gelegenheit dazu bieten werden. Also Sie leugnen. Das ist Ihr Recht. Sie wissen aber leider nicht, dass ich Sie mit meinen Beweisen wie in einem eisernen Schraubstock halte. Sie können zappeln, soviel Sie wollen, Sie kommen nicht mehr los.

Die Beweise möchte ich kennen!

Sofort. Ich hatte mir die Ehre gegeben, gestern bei Ihnen vorzusprechen. Sie haben meine Karte doch vorgefunden?

Ja.

Haben Sie sie noch?

Jawohl, hier ist sie.

Schade. Sie hätten sie vernichten sollen. Denn sie bildet nun ein starkes, vielleicht das stärkste Beweisstück gegen Sie.

Was soll die Karte gegen mich beweisen? Sie schreiben mir auf ihr, ob ich nicht in der nächsten Zeit im Klub der Industriellen etwas vortragen wollte. Ich habe bis jetzt weder zugesagt, noch abgelehnt. Wie soll ich da nun etwas verbrochen haben?!

Sie wollen noch immer nichts zugeben. Gehen wir also methodisch vor. Zunächst wäre ich also in der Lage, Ihnen nachzuweisen, dass sich dasselbe Briefpapier, das zu diesen anonymen Sudeleien verwendet worden ist, in Ihrem Schreibtische vorfindet.

Wer kann das behaupten?

Ich. Ich bin nicht umsonst fünf Minuten an diesem Schreibtisch gesessen, wenn auch unter den sorglichen Augen Ihrer Wirtschafterin, die mir die Honneurs machte.

Hier, Herr Kriminalkommissär, was für Parfüm haben diese beiden Briefe?

Ich glaube, es ist ein leichtes Veilchenparfüm, erwiderte Dr. Weinlich, nachdem er die Briefe zur Nase geführt hatte.

Einerlei, was es ist, erklärte ich, jedenfalls billige Sorte. Für Parfüms bin ich Kenner. Die Hauptsache ist, wollen Sie einmal, Herr Kriminalkommissär zur oberen Schreibtischlade rechts riechen.

Es ist in der Tat genau dasselbe Parfüm.

Das ist die Hauptsache. Sie wollen uns die Lade nicht aufschließen, Herr Frankenburg. Ich nötige Sie nicht, obschon ich glaube, dass wir dort einen Beweis finden könnten. Allerdings keinen genügenden. Das gebe ich Ihnen zu. Sie können auch sonst beruhigt sein. Wir haben keinen Hausdurchsuchungsbefehl mit, können Sie also auch nicht zwingen. Wir könnten uns ja schließlich einen solchen Befehl verschaffen, aber wir brauchen ihn nicht. Ich habe etwas Besseres. Als ich an diesem Tische zu sitzen die Ehre hatte, habe ich die Gelegenheit benutzt, um aus diesem Vexiering, den Sie an meinem Finger sehen, drei Tropfen in Wasser aufgelöster Bronzefarbe in Ihr Tintenfass zu träufeln. Sie konnten den kleinen Scherz nicht bemerken, Herr Frankenburg, er hat Sie aber festgemacht. Die Karte, die ich schrieb, war das letzte Dokument, das an diesem Schreibtisch mit glanzloser Tinte geschrieben wurde. Was später geschrieben wurde, musste, wenn die Tinte einmal eingetrocknet war, den verräterischen und unwiderleglichen Metallglanz aufweisen. Vergleichen Sie gütigst diese beiden Briefe, Herr Kriminalkommissär. Der eine ist vor, der andere nach meinem Besuche geschrieben worden, wie die Poststempel ausweisen.

Auch das ist unverkennbar, bestätigte Dr. Weinlich.

Tatsache ist nun, dass Sie alle Schreibtische Wiens gerichtlich durchsuchen lassen können, auf keinem wird diese absonderliche Tinte wiederzufinden sein. Glauben Sie nun, Herr Walter Frankenburg, dass ich Sie festhalte?«

»Nun, hat er gestanden?«, fragte Frau Violet in höchster Spannung.

»Er war gebrochen, gab jeden Widerstand auf und alles zu. Und nun, Frau Violet, rüsten Sie sich zur großen Gerichtsverhandlung!«

»Was fällt Ihnen ein, Dagobert?! Soll ich mich vielleicht als Zeugin hinausstellen und dann in den Sensationsberichten durch alle Zeitungen schleifen lassen!!«

»Ja, was soll ich sonst mit dem Manne anfangen?«

»Schaffen Sie ihn ab aus Wien, legen Sie ihm sonst eine Buße auf, was Sie wollen, aber mich lassen Sie aus dem Spiel!«

»Merkwürdig, wie man sich täuschen kann! Ich dachte, weil Ihnen diese Art der Strafe bei der Gräfin viel zu mild schien ...«

»O, das war etwas ganz anderes!«

»Ich weiß nicht, ob es etwas ganz anderes war, aber für alle Fälle habe ich auch ihn vom Fleck weg verbannt. Er wird nie mehr eine Wiener Bühne betreten, außerdem schickt er diesen Betrag für Ihren Wohltätigkeitsverein, meine Gnädigste. Den Ausweis wird er in den Zeitungen finden. Das Schlagwort wird lauten: ›Von einem überwiesenen Schurken‹, und er wird sich erkennen.

Ende des ersten Bandes

